Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 15 Leipzig, den 12. April 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ein altchristliches Wort von der Freude — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 6. Die Schrift und die Herrenworte — Der protestantische Kirchenbau: 3. Der Baustil. Gothik und Renaissance — Evangelische Missionslehre — Die Botschaft Tolstois: 7. Luzern — Bücher und Schriften: Taschenbibel; Geschichten aus der preußischen Reformationsgeschichte; Johann von Schwarzenberg; Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten — Anzeigen

Ein altchristliches Wort von der Freude

„Jubilate" ist der kirchliche Name des Sonntags, der vor uns liegt; die „Freudenzeit" des Kirchenjahres heißt die ganze Zeit zwischen Ostern und Pfingsten. Ein in mancher Hinsicht interessantes altkirchliches Wort von der Freude mag deshalb in dieser Zeit hier eine Stelle finden.

Die Fröhlichkeit, die stets Gnade bei Gott hat und ihm angenehm ist, sie ziehe du an und schwelge in ihr! Denn jeder Fröhliche thut Gutes und denkt Gutes und spottet der Traurigkeit. Der Trübselige aber handelt allewege böse.

So heißt es in einer um 140 in Rom entstandnen (aber griechisch geschriebnen) christlichen Schrift, dem sogenannten „Hirten," der nach einer ein Menschenalter jüngern Nachricht einen gewissen Hermas, einen Bruder des römischen Bischofs Pius (etwa 139 bis 154), zum Verfasser hat. Die Schrift ist in vielem wunderlich gleichwie ihr Titel: sie will die Christenheit vorbereiten auf das nahe geglaubte Weltende und thut es durch uns fremdartige „Visionen" und durch „Gebote" und „Gleichnisse," die als Verkündigung eines in Hirtengestalt dem Verfasser erschienenen Engels ausgegeben werden. Allein unter vielem uns Fremdartigen und Unerbaulichen finden sich in ihr doch auch manche Goldkörner. Das angeführte Wort rechne ich zu ihnen. Es ist nicht unversehens dem Verfasser über die Lippen geschlüpft. Nein, eins der zwölf „Gebote," die den mittlern Teil der Schrift bilden, — das zehnte — handelt ganz ausdrücklich und ganz ausschließlich von Traurigkeit und Fröhlichkeit. Es ist das Wort auch nicht etwa bildlich zu verstehen, wie so manches in dem Buche. Der Verfasser will wirklich seine Leser zur Fröhlichkeit ermahnen und von der Traurigkeit abziehen. „Thue von dir ab die Traurigkeit," so beginnt das Gebot, „denn sie ist eine Schwester des Zweifels und des Jähzorns." „Die Traurigkeit betrübt den Geist der Freude, der dem Menschen gegeben ist," so heißts an einer andern Stelle. Und am Schlusse des „Gebotes" wird gesagt, daß alle die Gott leben würden, die die Traurigkeit von sich abthun und durchaus in Fröhlichkeit sich kleiden.

Hat er nicht Recht, dieser alte römische Christ? Sinds nicht begnadete Menschen, die ein fröhlicher Sinn hindurchträgt durchs Leben? Sind sie nicht allen Menschen neben ihnen wie wärmender Sonnenschein? Und wer müßte es nicht zugeben, daß die Traurigkeit eine Schwester des „Zweifels," des Mißtrauens, der Verzagtheit und Unentschlossenheit ist! Alles dies liegt in den Worten des „Hirten." Unsre Sprache hat das griechische Wort nicht, das ich oben mit „Zweifel" übersetzt habe. Gebraucht ist im Griechischen ein Hauptwort, dessen Stammwort, ein Adjektiv, wörtlich mit „zweiseelig" übersetzt werden müßte, also den Gegensatz ausdrückt zu dem Worte „einfältig" in seiner guten alten Bedeutung. Kann jener, ach! den meisten Menschen nur zu wohl bekannte Zustand unfruchtbarer Traurigkeit bezeichnender charakterisirt werden? Man möchte sich aufraffen, möchte wirkend etwas vor sich bringen, möchte Liebe zeigen und andern etwas sein; — aber bleischwer hält eine trübselige Stimmung das Wollen zurück in der Ohnmacht, die zu einer neuen Quelle des Trübsinns wird. Man wird gereizt, — der Jähzorn, der zweite Bruder der Traurigkeit — die „Gereiztheit" hätte ich geradezu übersetzen können — stellt sich ein und wird, da sie in ihren Folgen das Gewissen belastet, auch ihrerseits eine neue Quelle der Traurigkeit. „Der Trübselige handelt allewege böse."

Allein so richtig die Ausführungen des „Hirten" sind, — wer ihn ganz kennt, muß sich über diesen Abschnitt wundern. Denn man kann nicht sagen, daß sein Verfasser sonst gerade fröhlichen Sinn verriete. Im Gegenteil, sein Christentum hat viel eher etwas Moroses. Um so offenbarer ist, daß er in seinem zehnten Gebote nicht selbstgewachsenen Gedanken Ausdruck giebt, sondern christlicher Tradition, einer Tradition, die über seine eigne Auffassung des Christentums hinausweist — zurück auf das Neue Testament, vorwärts auf das Evangelium der Reformation. Freilich hat ein Verständnis rechter christlicher Fröhlichkeit im Katholizismus des Mittelalters nicht ganz gefehlt. „Die Heuchler mögen traurig sein, uns ziemt Freude in dem Herrn," sagte Franz von Assisi, und im Kreise seiner ersten Jünger bemerkt man, daß sie die fröhliche Sorglosigkeit der Vögel des Himmels sich zum Muster dienen ließen (Matth. 6, 26). Ganz bewußt aber hat doch erst Luther zurückgelenkt zu jenen urchristlichen Gedanken. Er konnte es, weil seiner Predigt Kern und Stern die Botschaft von der Sündenvergebung war. Fröhlicher Sinn ohne sittlichen Ernst gleicht dem frühreifen Apfel, der lachend aus der Reihe seiner grünen Genossen hervorglänzt, — doch über kurz oder lang zu Boden fällt, weil der Wurm an ihm nagt. Wo aber sittlicher Ernst ist, da ist Erkenntnis der Sünde nicht fern. Und wer die Sünde kennt, kann nur im Glauben an die sündenvergebende Gnade fröhlich sein. Das ist die Quelle christlicher Fröhlichkeit. Das macht uns ledig von dem Heer der Trübsinn mit sich bringenden Reflexionen, wenn wir uns geborgen wissen in Gottes Huld, nicht um unsertwillen — wer möchte auf den Rohrstab sich stützen! — sondern um unsers Herrn willen. Aus evangelischen Liedern lassen sich daher manche Parallelen zu dem Worte des Hirten nennen:

Wenn ich zu Zeiten traurig bin,
Und liegt mir dies und das im Sinn,
So denk ich gleich: was soll der Schmerz!
Komm, schaffe dir ein ander Herz!
Denn Trauern ist auf dieser Welt
Vom bösen Feind bestellt.

Das klingt, gleichwie des „Hirten" Wort vom „Schwelgen in der Freude," wie die Lebensweisheit angeborner Frohnatur und weltlicher Kunst, das Leben leicht zu führen. Wer lebendiges Christentum kennt, wird den Unterschied sehr lebhaft empfinden. Das Christentum will freilich die Natur verklären, aber sie bleibt wahrlich nicht die alte. Ja es geht oft „gegen die Natur," was christliche Fröhlichkeit von uns fordert. Und

wer das weiß, dem mag bei dem „Gebot“ des „Hirten“ das Gebet des alten Claudius einfallen:

Gott, laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglichs bauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein! L

Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden

6. Die Schrift und die Herrenworte

In dieser reichen geistigen Ausrüstung*) lag aber auch eine Gefahr. Man kann sich vorstellen, daß eine solche Fülle der Begeisterung und schöpferischer Kraft zur Entfesselung eines starken Subjektivismus hätte führen können. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß die ruhige Besonnenheit und Zucht und damit die kernhafte innere Kraft und Siegesgewißheit der Gemeinde sich verflüchtigte, wenn nicht dem freien Walten des Geistes ein Gegengewicht gegeben wurde in etwas Festem, Objektivem. Aber auch daran hat es nicht gefehlt. Von Anfang an hat die Gemeinde eine feste Richtschnur und Halt an dem Worte Gottes im Alten Testament und an den Worten des Herrn.

Kaum können wir uns heute vorstellen, daß es einmal eine christliche Kirche gegeben habe ohne ein Neues Testament. Und doch war es damals so. Ein Neues Testament gab es noch nicht; langsam erst entstanden die ersten Anfänge dazu. Die Bibel war damals das Alte Testament, und daneben galten, freilich zunächst noch als eine freie, nur mündlich überlieferte Autorität die Worte und Gebote des Herrn Jesus selber.

Es ist lehrreich, zu sehen, wie man damals das Alte Testament gebrauchte. Paulus hat einmal von ihm gesagt: „Was einst geschrieben ward, ist zu unsrer Belehrung geschrieben, damit wir durch Geduld und durch den Trost der Schrift die Hoffnung haben (Röm. 15, 4). Mit diesem Spruche hat man damals völlig Ernst gemacht. In der That hat man sozusagen vergessen, daß die Schriften des Alten Bundes doch eigentlich geschrieben sind für das jüdische Volk vergangner Jahrhunderte: man liest sie lediglich noch unter dem Gesichtspunkte, was sie der Gegenwart sagen. Darum ist das Alte Testament ein großes Prophetenbuch. Man kann heute gar nicht mehr ermessen, wie bedeutsam und wichtig das Vorhandensein einer solchen Prophetie für die alten Christen war. Wir müssen uns nur einmal hineinversetzen in ihre Lage. Wie sehr sie selber auch beruhigt sein mochten über den Tod Jesu, es war und blieb doch in den Augen der andern Juden dies Ereignis, wie Paulus sagt, ein Aergernis, und den Hellenen war es eine Thorheit. Da war es von unermeßlicher Bedeutung, daß man fand, schon im Alten Testament sei dies Ereignis von langer Hand her in Aussicht genommen und von Gott vorbereitet; es gehörte zu den Plänen Gottes und mußte also einen wirklichen Zweck und tiefern Sinn haben. Nun konnten die ungläubigen Juden keinen ernsthaften Einspruch mehr erheben, denn in der göttlichen Urkunde, an die sie selber sich gebunden fühlten, war das alles vorgesehen. Wir verstehen es, daß es nunmehr ein Bedürfnis und eine eigne theologische Kunst wurde, Beziehungen zu entdecken zwischen den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und der Weissagung, wie man dazu kam, die Geschichte Jesu geradezu Schritt für Schritt durch alttestamentliche Weissagungen zu illustriren, wie es z. B. im Matthäusevangelium geschieht; wie man schließlich die Leidensgeschichte schon ganz mit alttestamentlichen Bildern und Ausdrücken erzählte. Ja hierin ging man später soweit, daß man z. B. in dem neugefundnen apokryphen Petrusevangelium, einem spätern, ganz auf grotesker Phantasie beruhenden Machwerk, einzelne Thatsachen und Züge geradezu erdichtete, bloß weil sie im Alten Testament vorher angedeutet zu sein schienen.**) Die älteste christliche Theologie lehnt sich fast ganz an das Alte Testament an, ihr Hauptinteresse ist der sogenannte Weissagungsbeweis.

*) Mit den Gnadengaben, Charismen. Vgl. Nr. 13. D H

**) Vgl. Jahrgang 1893, Nr. 1.

Aber daneben war das Alte Testament auch Erbauungsbuch. Die Psalmen wurden geradeso als Lieder für die christliche Gemeinde übernommen, wie wir sie heute noch unbefangen als christliche Gebete nachsprechen. Besonders aber wurden auch die Weissagungen der Propheten, die sich bisher nicht erfüllt hatten, namentlich die Schilderungen der messianischen Zeit, vom Weltende und vom Gericht, studirt und aus ihnen erforscht, wie lange noch gewartet werden müsse, und wie es sein werde, wenn der Herr komme.

Mindestens ebenso wichtig freilich waren für die älteste Gemeinde die Worte und Gebote des Herrn. Aus den Briefen des Paulus sehen wir, daß er sich in zweifelhaften und schwierigen Fällen auf Herrenworte als auf die oberste unumstößliche Instanz beruft. So ist es jedenfalls auch in der Urgemeinde in Jerusalem gehalten worden. Hier haben wir nun ein sehr unscheinbares, aber großes und nie genug zu preisendes Verdienst der Urgemeinde zu nennen, nämlich daß sie uns die Worte des Herrn gesammelt, aufbewahrt und aufgeschrieben hat. Da Jesus seinen Jüngern nichts Geschriebenes hinterlassen hat, so war man zunächst lediglich auf die Erinnerung der Ohrenzeugen angewiesen. Auf engem Raum fanden sich viele Augen- und Ohrenzeugen zusammen, die in der Feststellung dessen, was Jesus gesagt hatte, eine Art von Kontrolle auf einander ausüben konnten. Bei dem starken und frischen Gedächtnis, das die weniger lesende und schreibende antike Menschheit vor uns voraus hatte, und bei dieser besondern Situation kann man zu der Treue dieser Ueberlieferung großes Vertrauen haben.

Es ist interessant, zu sehen, welche Gesichtspunkte bei der Sammlung dieser Reden mitgewirkt haben. Sicher standen praktische Interessen dabei im Vordergrunde. Wenn z. B. in der Bergpredigt alles das zusammengestellt war, was Jesus über die wahre Gerechtigkeit, durch die allein man in das Reich Gottes kommen kann, gesagt hatte (Matth. 5, 20), so war dadurch diese Rede gewissermaßen das Grundgesetz dieser Gemeinde geworden, deren ganzes Trachten und Streben darin aufging, auf das Reich Gottes sich vorzubereiten. Die Aussendungsrede an die zwölf Jünger wurde benutzt als eine Instruktion für die Mission, die die älteste Gemeinde am Volke Israel zu üben sich verpflichtet wußte, getreu dem in dieser Rede vorkommenden Worte Jesu: Gehet nicht auf der Heiden Straße und in keine Stadt der Samariter, sondern allein zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. In einer spätern Redesammlung, die uns Lukas erhalten hat, ist dies Wort weggefallen, weil inzwischen sich die missionirende Thätigkeit der Gemeinde erweitert hatte: es gab schon eine Heidenmission. Ebenso ist in der Matthäusrede den apostolischen Boten neben allen andern Bequemlichkeiten sogar der Wanderstab verboten. Denn es handelte sich ja ursprünglich nur um kleine Wanderungen von einem jüdischen Dorf zum andern. In eine andre Welt führt uns das Markusevangelium. Hier wird bei der Instruktionsrede für die Apostel der Blick schon auf die großen Weltreisen gerichtet, wie sie Paulus gemacht hat. Da bedurfte es freilich eines Wanderstabes. Hier wird er daher den Boten erlaubt. Die Matthäusreden handeln sehr viel vom Wesen des Himmelreiches; in einer großen Zahl von Gleichnissen und andern Reden beschreiben sie es. Andre Gleichnisse, wie z. B. das von den klugen und thörichten Jungfrauen, schildern die Pflicht der Wachsamkeit und Treue. Solche Redestücke, die sich auf die herrliche und große Zukunft bezogen, sind mit besondrer Vorliebe gesammelt. Dagegen sind in den Lukasreden besonders solche Stücke bevorzugt, die sich auf das Verhältnis von Arm und Reich beziehen. Aus der ersten Seligpreisung bei Matthäus: Selig sind, die da geistlich arm sind, ist bei Lukas geworden das einfache: Selig sind die Armen, und zum Beweise, daß die an irdischen Gütern Armen gemeint sind, fügt Lukas die erschütternden Weherufe gegen die Reichen, die Satten, die Lachenden, die Umschmeichelten hinzu. Diese Auswahl rührt vielleicht daher, daß inzwischen die Gemeinde ganz verarmt war. Sie bestand nur aus armen Leuten, denen die ungläubigen Juden im ganzen als die Reichen gegenüber standen. Dasselbe Verhältnis findet sich auch noch im Jakobusbrief. In dieser

Lage hat man mit besondrer Andacht den Worten Jesu gelauscht und sie sorgfältig gesammelt, in denen das Problem der Armut behandelt wurde, wie z. B. im Gleichnis vom armen Lazarus. So sehen wir, daß die Sammlung der Reden Jesu beeinflußt und bedingt ist durch die Anschauungen, Stimmungen und Schicksale der ältesten Gemeinde. In den Evangelien, gerade auch in ihren Differenzen, spiegelt sich die Entwicklung der ältesten Gemeinde wieder. Liest man sie einmal unter diesem Gesichtspunkt, so wird einem nicht nur manches Einzelne erst recht klar, sondern sie werden überhaupt ganz anders lebendig; es sind dann nicht mehr trockne, unparteiische Berichte, sondern lebhafte, von wärmster Empfindung durchdrungene Zeugnisse davon, daß es einmal Menschen gegeben hat, für die diese Reden und Gleichnisse die Norm des täglichen Lebens waren, die all ihre Gedanken erfüllte. Denn das muß man sich nur einmal in seiner ganzen Tragweite klar machen: die Gemeinde, in der diese Worte aufgeschrieben wurden, die hat wirklich in und nach ihnen gelebt. Es gab also wirklich einmal eine Zeit, in der nicht nur das Zürnen, sondern auch jedes Scheltwort verstummt war, weil der Herr es dem Morde gleichgeachtet hatte. Ebenso wurde nicht geschworen, man prozessirte nicht, sondern es kam vor, daß einer dem Räuber nicht nur den Mantel ließ, sondern ihm den Rock obendrein gab. Man denke sich unter unsern Verhältnissen den Fall, daß einer, der einen Schlag auf die rechte Backe empfängt, auch die linke hinhält. So unwahrscheinlich das heute ist, so sicher wird es im Urchristentum vorgekommen sein. Man muß gestehen, es muß eine große, heilige Stimmung des Gehorsams und der Opferbereitschaft in diesen Menschen gelebt haben, vor der wir uns zu beugen haben. In diesen Kreisen hat man es auch gewagt, als zusammenfassenden Grundsatz das überschwänglich große Wort Jesu aufzustellen: So seid nun vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

J W-G

Der protestantische Kirchenbau

3. Der Baustil. Gothik und Renaissance*)

Die Frage des Baustils gehört unter den im heutigen evangelischen Kirchenbau zu lösenden Aufgaben nicht zu den wichtigsten, aber eben so wenig ist sie eine nebensächliche Angelegenheit. Gegenwärtig steht sie sogar auffällig im Vordergrunde des allgemeinen Interesses; über keine der bisher erwähnten Fragen ist in unsrer Zeit so viel verhandelt worden, als gerade über diese.

Im großen und ganzen befindet sich unser heutiges Bauwesen, was die Stilfrage betrifft, in keiner besonders glücklichen Situation. Während die Architekturgebilde früherer Jahrhunderte einheitlich und selbständig entwickelte Kunstformen zeigen, deren Eigenart sich jedesmal bis zu einem gewissen Grade als das Produkt der geistigen Strömungen eines bestimmten Zeitabschnittes zu erkennen giebt, scheint es eine Eigentümlichkeit oder ein Nachteil unsrer Zeit zu sein, daß sie, unter Verzicht auf einen selbständigen Ausdruck ihres besondern geistigen Wesens, so ziemlich alle Baustile zur Anwendung gelangen läßt, die die Kunstgeschichte überhaupt aufweist, aber keiner ihr ausschließlich zugehörigen Stilrichtung folgt. Hier wäre ohne Frage manches anders zu wünschen. Allerdings, ob unsre Zeit in stilistischer Hinsicht wirklich so unselbständig ist, wie ihr zuweilen vorgehalten wird, vermögen wir heute kaum zu sagen. Darüber ein bestimmtes Urteil auszusprechen, müssen wir Spätern überlassen, denen es in dieser Beziehung leichter sein wird, eine objektive Kritik zu üben, als uns, die wir, mitten in der Entwicklung unsers eignen Kunstlebens stehend, zu sehr von momentanen und zerstreuenden Eindrücken abhängig sind. Vorläufig läßt sich jedenfalls das eine behaupten, daß auch unter den frühern Epochen keine gewesen ist, die ihren Baustil ganz aus sich heraus geschaffen hätte. Wo immer in der Aufeinanderfolge der geschichtlich feststehenden Stilperioden ein neues Prinzip an die Stelle eines ältern tritt, da vollzieht sich der Wechsel niemals in Form eines Bruches mit der Vergangenheit, es sind

*) Vgl. Nr. 1 und 9 d. J.

vielmehr immer die Beziehungen zu einem bestimmten geschichtlichen Vorbilde da, das die werdende Neubildung in die Schule nimmt. Es gilt also im Grunde von jeder Generation — mutatis mutandis —, was Rameaus Neffe sagt: „Unter den Toten giebt es immer einige, die den Lebendigen im Wege sind, Was hilfts! Quisque suos patimur manes."

Aber verhängnisvoll bleibt in der That die Menge der verschiedenartigen Gattungen von Baustilen, die unsrer Zeit als zulässig erscheinen. Auch die kirchliche Baukunst ist in ihrem besondern Bereiche nicht ganz frei von dieser Kalamität, obwohl es in dieser Beziehung im Gebiete der Profanarchitektur schlimmer aussieht. Dafür hat es der Kirchenbau umsomehr mit andern Schwierigkeiten zu thun. Ich rechne dazu insbesondre jene unfruchtbaren Prinzipienfragen, die sich um die Feststellung eines spezifisch „kirchlichen" Baustils drehen und in der Regel darauf ausgehen, unter den geschichtlich gegebnen Stilformen eine zu bestimmen, der etwa diese Bezeichnung vor andern zukäme. Daß Fritsch*) eine Klassifizirung der Baustile nach dem Gesichtspunkt ihrer Kirchlichkeit ohne weiteres ablehnt, versteht sich für ihn als Künstler von selbst. Aber auch für andre Leute, die an sich keine Veranlassung haben, das unmittelbare künstlerische Interesse entscheiden zu lassen, wird es, nachdem die christliche Kirche seit nunmehr bald zweitausend Jahren in allen erdenklichen Stilformen ihre Gotteshäuser gebaut hat, schwer fallen, zu sagen, welcher oder welche von diesen Stilen die im eigentlichen Sinne kirchlichen und welche die unkirchlichen sind. Die Frage wird allerdings in dieser allgemeinen Fassung schwerlich je zu praktischer Bedeutung gelangen; umsomehr spielt sie eine Rolle in der besondern Beziehung auf die zwischen den Bauformen des Mittelalters und der Neuzeit bestehenden Unterschiede, die wir, um kurz zu sein, in den Gegensatz zwischen Gothik und Renaissance zusammenfassen wollen.

Ueber das Thema „Gothik und Renaissance" wäre eigentlich eine besondre Abhandlung nötig; denn obgleich dieser Gegenstand mit den Interessen der protestantischen kirchlichen Baukunst aufs engste zusammenhängt, so beruht er doch auf viel breiterer Grundlage. Die alte Streitfrage, ob eine von den genannten beiden Stilrichtungen, und welche, im kirchlichen Bauwesen den Vorzug vor der andern verdiene, ist bekanntlich gegenwärtig in der katholischen Kirche von weit größerer aktueller Bedeutung, als bei uns, und hängt dort mit bestimmten dogmatischen und kirchenpolitischen Gegensätzen nahe zusammen. Durch die romantische Bewegung ist das ästhetische Ideal des Mittelalters, das in der sogenannten Gothik ohne Zweifel seine höchste Blüte erreicht hat, zu neuem Leben erweckt worden. An dieser Bewegung hat der Katholizismus einen hervorragenden geistigen Anteil gehabt, und im Zusammenhang damit ist er allmählich dazu gelangt, sich in seinen ästhetischen Bedürfnisfragen so gut wie vollständig mit den Kunstanschauungen des spätern Mittelalters zu identifiziren: in den Schöpfungen der gothischen Stilperiode war und ist ihm neben der natürlichen Frömmigkeit einer vorwiegend von kirchlichen Ideen getragnen Kunstübung vor allen Dingen die gesamte politische und religiöse Machtentfaltung der mittelalterlichen Kirche gegenwärtig. Damit verbindet sich nahezu von selbst eine gewisse Reaktion gegen alles, was sich als Ausfluß einer späteren, minder begnadigten Zeit zu erkennen giebt, also auch gegen die Kunstformen der Renaissance. Wie eng diese Abneigung gegen die Renaissance ihrer Natur nach nicht eigentlich mit ästhetischen Interessen, sondern vielmehr mit kirchlichen Machtfragen zusammenhängt, wird nicht nur durch die erwähnten Motive, sondern auch durch ältere verwandte Erscheinungen bestätigt. Schon aus der Zeit der Gegenreformation, die sich, wenigstens diesseit der Alpen, annähernd mit der Blütezeit der Renaissance deckt, wissen wir von bestimmten, gothisirenden Tendenzen, die sich innerhalb der kirchlichen Kunst und im Gegensatz zu den Stilformen der Renaissance geltend machen; die letzten sind

*) Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten mit 1041 Grundrissen u. s. w. Berlin 1893. Gr.-8. 559 S. 30 Mk., geb. 32 Mk.

nachweisbar einmal auch schon in jener Zeit mit dem Prädikat „unkirchisch“ bedacht worden.

Einer der gewandtesten Wortführer in der gothischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts, die sowohl in Deutschland als auch in England und in den Niederlanden starken Anhang fand, war August Reichensperger. Seine Vorliebe galt im besondern der frühgothischen Stilperiode. Ihre Normen bilden das A und das O in seinen zahlreichen kunsttheoretischen Auslassungen, unter denen namentlich die „Fingerzeige auf dem Gebiet der kirchlichen Baukunst,“ die im Jahre 1855 erschienen, ein vielgelesenes Buch sind. Wieder andre gaben der spätern Gothik des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts den Vorzug, in der sie die durch die Reformation zerstörten Keime einer neuen und lebenskräftigen Entwicklung zu erkennen glaubten, so Janssen, der bekannte Verfasser der Geschichte des Reformationszeitalters. Für die Verbreitung der von diesen Kreisen ausgegangnen Parole: Rückkehr zur Kunst des Mittelalters, als der alleinigen Heilquelle für den verdorbnen Kunstgeschmack der Neuzeit — natürlich unter kirchlicher Gebrauchsanweisung — hat neuerdings eine oft recht tendenziös gefärbte populäre Litteratur, die in Form von Broschüren und periodischen Schriften erscheint, eifrig gewirkt. Ihr geistiger Mittelpunkt ist gegenwärtig die übrigens geschickt und nicht ohne künstlerische Sachkunde geleitete „Zeitschrift für christliche Kunst,“ deren Gründung vom Breslauer Katholikentag des Jahres 1887 angeregt und im folgenden Jahre vollzogen wurde. Im Bereich der katholischen Kirche war diese Agitation bisher mächtig genug, das Aufkommen jeder freiern Kunstanschauung wirksam hintanzuhalten, freilich nicht ohne daß einige Andersdenkende ihr energischen Widerstand geleistet hätten. In den aus solcher Gegenwehr entstandnen Reibungen erlitt der Jesuitenorden in den Niederlanden, wo der Kampf vor wenigen Jahren am heftigsten entbrannt war, ein eigentümliches Mißgeschick. Die prächtigen, von den Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert geschaffnen Kirchenbauten sind im Stil der Spätrenaissance und des Barocco ausgeführt. So konnte der Orden, wollte er nicht seine eigne Vergangenheit verleugnen, in diesem Falle nicht umhin, gegen Leute, die sonst zu seinen besten politischen Freunden gehörten, Partei zu ergreifen und die Renaissance gegen die Gothik zu verteidigen.

Wenn derselbe Gegensatz auf evangelischer Seite keine ähnlichen Spaltungen hervorgerufen hat wie auf katholischer, so liegt der Grund davon weniger darin, daß er überhaupt nicht vorhanden wäre, als darin, daß die protestantische Kirche sich um künstlerische Interessen von jeher in geringerm Maße als die katholische gekümmert hat. Der romantischen Bewegung und ihren künstlerischen Doktrinen haben sich trotz ihrer katholischen Färbung seinerzeit zahlreiche Evangelische angeschlossen, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die entsprechenden ästhetischen Anschauungen auch heute noch in vielen evangelischen und namentlich auch evangelisch-kirchlichen Kreisen die herrschenden sind. Unter den Argumenten, die hier zu ihren Gunsten ins Feld geführt zu werden pflegen, verleugnet namentlich eines seinen Ursprung nicht, die Behauptung, daß die Gothik allein einer wahrhaft kirchlichen Gesinnung entspreche. Was wir von dem Begriff des sogenannten kirchlichen Stils halten, ist oben gesagt. Zu den ersten theoretischen Verfechtern der gothischen Bauweise gehörte auf evangelischer Seite Bunsen, der in seiner bereits erwähnten Schrift aus dem Jahre 1842 neben andern Dingen auch die Stilfrage erörterte und hier nachdrücklich die Sache der Gothik vertrat: „diese allein spreche die Sprache und fessle die Gefühle germanischer Völker.“ Verwandte Gedanken, wenngleich in polemischer Zuspitzung wurden auch von den Gegnern Sempers in seinem Streite um die Hamburger Nikolaikirche zum Ausdruck gebracht. Von theologischen Autoritäten, die die entsprechenden Grundsätze vertreten, nenne ich u. a. den bekannten Archäologen Otte und den Verfasser einer in mancher andern Hinsicht verdienstlichen Schrift über den Kirchenbau, speziell der lutherischen Kirche, Lic. Meurer, der im besondern (mit Reichensperger) dem frühgothischen Stil das Wort redet. Etwas freier steht das Eisenacher Regulativ der Sache gegenüber; es empfiehlt zwar „vorzugsweise den sogenannten germanischen (gothischen) Stil,“ läßt aber daneben

auch die „sogenannte romanische (vorgothische) Bauart“ zu und schließt nur die Renaissance stillschweigend aus. Andre haben sich neuerdings in entgegengesetztem Sinne vernehmen lassen, so auch Sulze, der mit Wärme für die von der Gothik unabhängigen modernen Bauformen, sogar für die des siebzehnten Jahrhunderts eintritt.

Wenn im Hinblick auf diese Fragen gegenwärtig in weiten Kreisen Unentschiedenheit und insbesondre ein unleugbarer Mangel an Verständnis für die Kunstformen der Renaissance und der auf sie folgenden Stilperioden herrscht, so sind dabei nicht nur einseitig kirchliche oder religiöse Gesichtspunkte, sondern auch gewisse Grundanschauungen des ästhetischen Unterrichts mit im Spiel, wie sie wenigstens noch bis vor kurzem auf Schulen und Universitäten im Schwange waren. Man kam hier eben schlechterdings über die Anschauungen nicht hinaus, die teils durch die Romantik, teils durch die nachwirkenden Traditionen der Winkelmannschen Zeit gegeben waren. Innerhalb der so geschaffnen Geschmacksrichtung fanden neben ältern Stilarten allenfalls noch die strengern Renaissanceformen Raum, aber was zeitlich jünger war, hatte keine Geltung. Recht lehrreich war in dieser Beziehung eine beiläufige Bemerkung, die wir bei den Verhandlungen des letzten Evangelisch-sozialen Kongresses aus dem Munde eines bekannten und — allerdings auf anderm Gebiet — hervorragenden Gelehrten vernahmen. Dieser Redner übte an einigen der schönsten kirchlichen Gebäude Berlins aus Friedrichs des Großen Zeit eine wenig nachsichtige Kritik, und zwar deshalb, weil sie im Zopfstil gebaut sind, eine Aeußerung, die zwar keine unmittelbare Beziehung zu den hier von uns behandelten Fragen hatte, die uns aber doch als unbeabsichtigter Ausdruck einer im allgemeinen noch nicht überwundnen einseitigen Kunstanschauung lehrreich zu sein schien.

Ich persönlich fühle mich nicht zum Sachwalter weder der einen noch der andern Stilart berufen. Wenn es hier zu wählen und zu entscheiden gilt, so wird man dem in praktischer Berufsübung stehenden Architekten billig das erste Wort lassen müssen. Ich möchte hier nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte aufmerksam machen, die in der Frage des Für und Wider von Bedeutung sein könnten. Manches von älterer Bauweise, das mit den Grundlagen des evangelischen Gottesdienstes sachlich unvereinbar ist, wird von vornherein von selbst ausscheiden. So dürfte wohl eine systematische Anwendung des Barock-, Rokoko- und Zopfstils für unsre Zwecke wenig Aussicht auf dauernden Erfolg haben. Die entsprechenden Bauformen haben zur Zeit ihrer Entstehung vorwiegend Luxuszwecken gedient und tragen für jeden Kundigen so deutlich die Merkmale des verschwenderischen Aufwandes an sich, den eine gewissenlose Klasse von Regierenden und Besitzenden jener Zeit mit ihnen trieb, daß es heute mindestens einer sehr taktvollen Künstlerhand bedarf, wenn sie mit derjenigen äußern Schlichtheit in Einklang gebracht werden sollen, die dem evangelischen Kultus angemessen ist. Auch die Formen des frühmittelalterlichen, des sogenannten romanischen Stils dürften wohl nur bedingt zulässig sein. Viele Einzelmotive sind ihnen schon längst mit Erfolg entlehnt worden, vor allen Dingen das charakteristische Motiv des Rundbogens, den Semper empfiehlt, und der ja auch beispielsweise, wie wir gesehen haben, sich an zahlreichen, zum Teil sehr achtbaren Berliner Kirchenbauten der letzten Jahrzehnte hinlänglich bewährt hat. Aber an eine stilgerechte Verwertung romanischer Gesamtanlagen wird jedenfalls nicht zu denken sein, sonst geraten wir, ehe wir es uns versehen, wieder in den mittelalterlichen Kathedralbau hinein, dem wir ja eben mit aller Anstrengung zu entgehen suchen.

Was die Gothik betrifft, so halten wir daran fest, daß wir die einseitige Verherrlichung dieser Stilart, wie sie heute vielfach noch Gewohnheit ist, nicht gutheißen können. Allein es wäre eben so verfehlt, gegen alles, was überhaupt gothisch ist, Verwahrung einlegen zu wollen. Ganz abgesehen von der Popularität, die die Gothik gerade im Kirchenbau heutigen Tages doch unstreitig genießt, enthalten ihre Bauformen manches, was für unsre Zwecke brauchbar oder auch geradezu vorbildlich ist. Wenn zahlreiche gothisch ausgeführte evangelische Kirchen der neuesten Zeit das Gegenteil zu beweisen scheinen, so liegt

das in der Regel weniger am Baustil, als an der Art und Weise seiner Anwendung. Bestimmte Eigentümlichkeiten der gothischen Bauart lassen sich eben mit dem modernen Bedürfnis schlechterdings nicht zusammenreimen; dahin gehören insbesondre ihre Raumdispositionen. Hier verlangt der charakteristische Spitzbogen für den Gewölbebau beträchtliche Höhendimensionen, die bei den üblichen Grundformen des gothischen Langhauses nur dadurch mit den Verhältnissen der Gesamtanlage ausgeglichen werden können, daß man dem Hauptschiff des Gebäudes in der Regel zwei oder mehrere Seitenschiffe beigiebt, durch die das Ganze auch in die Breite eine angemessene Ausdehnung erhält. Damit stimmt das Prinzip der ein- oder höchstens zweischiffigen Anlage, auf das wir uns durch die evangelischen Kultusformen hingewiesen sehen, im allgemeinen nicht überein. Es wird also jedenfalls einer gewissen Auswahl unter den vorhandnen gothischen Vorbildern bedürfen, wenn wir für unsre Zwecke von ihnen Gebrauch machen wollen. Je mehr sie sich in ihren Grundformen der protestantischen Saalkirche nähern — ich erinnere an das Beispiel der erzgebirgischen spätgothischen Kirchen, denen sich verwandte ältere Erscheinungen im südlichen Frankreich zur Seite stellen lassen —, um so tauglicher werden sie für uns sein. Und natürlich darf auch gegenüber einem brauchbaren Vorbilde nicht von Nachbildung im Sinne einer Kopie die Rede sein, wozu namentlich das heute sehr verbreitete und auch an sich begründete Verlangen nach stilgetreuer Bauweise verleiten könnte. Es giebt zwar unter unsern Architekten Gothiker, die für das Prinzip der Stiltreue in der Nachahmung mit solcher Konsequenz eintreten, daß sie sogar Bedenken tragen, auch nur eine Balkenverbindung anzuwenden, die nicht historisch korrekt ist, selbst wenn die heutige Technik andre Lösungen an die Hand giebt, die viel leichter und einfacher zu gebrauchen wären. Aber eine solche Abhängigkeit geht doch zu weit, und vor allen Dingen ist auch die Aufgabe des Künstlers eine andre. Sie heißt ihn sich derart in den Sinn der von ihm gewählten Stilform einleben, daß er zu einer selbständigen innern Anschauung ihrer Eigenart und auf diesem Wege zur freien Herrschaft über sie gelangt.

Das sind unvermeidliche Vorbehalte. Im übrigen dürfte sich die Gothik vielleicht gerade modernen Anforderungen gegenüber in manchem Betracht als zweckentsprechend erweisen. So erscheint insbesondre das für die gesamte Gothik charakteristische Konstruktionsprinzip, das die Massen auflöst, die Flächen einschränkt und alle den Bau fügenden und tragenden Kräfte in eine bestimmte Anzahl von Stützen zu konzentriren sucht, die gewissermaßen das Gerippe des Ganzen bilden, wie geschaffen für das in der modernen Bautechnik bevorzugte Material des Backsteinbaues und der Eisenkonstruktion. In der Praxis der Profanarchitektur ist dieser Sachverhalt seit einer Reihe von Jahren anerkannt und im Anschluß daran in England wie in Frankreich und neuerdings auch bei uns durch das Verdienst von Hans Grisebach in Berlin eine Stilrichtung angebahnt worden, die die gothischen Konstruktionsformen, besonders in der Ausbildung, die sie im altenglischen und altniederländischen Wohnhausbau gefunden haben, in anmutiger Weise und zugleich in durchaus selbständiger Auffassung verwertet. In ähnlichem Sinne dürften auch manche Formen des gothischen Kirchenbaues eine Anwendung für die entsprechenden modernen Zwecke zulassen.

Es handelt sich nun freilich, um dies hinzuzufügen, bei jenen mit so glücklichem Erfolg neuerdings wieder zur Geltung gebrachten meist dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert angehörigen englischen und niederländischen Vorbildern des Profanbaues, denen sich verwandte Beispiele auf deutschem Gebiet anreihen lassen, nicht immer um rein gothische Bauweise. Die gothischen Stilformen haben sich zwar fast überall diesseits der Alpen weit über die zeitlichen Grenzen der mittelalterlichen Epoche hinaus im Gebrauch erhalten, aber in eben dieser spätern Zeit haben sie nicht allen Wandlungen des Geschmacks, die sich daneben vollzogen, unbedingten Widerstand entgegengesetzt. So hat die nach Norden vordringende Renaissancebewegung im sechzehnten Jahrhundert ihr Aussehen vielfach geändert, und das ist auch hier der Fall:

zwar ist die konstruktive Grundlage die alte geblieben, aber die Schmuckformen der Renaissance haben ihr ein neues Gewand verliehen. Diese Erscheinung ist nicht nur an und für sich, sondern auch in dem Zusammenhange, der uns hier beschäftigt, sehr zu beachten. Denn dieser scheinbar willkürliche, aber künstlerisch berechtigte und namentlich auch in seiner Wirkung überaus reizvolle Umbildungsprozeß ist bezeichnend für das Verhältnis, in dem diesseits der Alpen Gothik und Renaissance überhaupt zu einander gestanden haben. Die heutigen prinzipiellen Gegner der Renaissance übersehen in der Regel, in wie vielen Fällen, wenigstens wenn wir bei den Stilformen unsrer nationalen Bauweise stehen bleiben wollen, eine prinzipielle Scheidung zwischen Gothik und Renaissance, oder besser gesagt, zwischen den Kunstformen des ausgehenden Mittelalters und denen der beginnenden Neuzeit gar nicht möglich ist. Beide sind vielfach mit einander verwachsen, nicht nur in der Profanarchitektur, sondern ebenso in der gesamten Baukunst, die kirchliche eingeschlossen; auch Malerei und Plastik bieten analoge Erscheinungen, und nicht minder die Gebiete des Handwerks, die man heute unter dem wenig zutreffenden Begriff des Kunstgewerbes zusammenfaßt. Es hatte natürlich nicht bei der geschilderten ersten Annäherung beider Stilgattungen sein Bewenden; vielfach, und namentlich in späterer Zeit, setzte die „wälsche“ oder „antikische Art,“ wie man sie nannte, ihre alleinige Geltung durch, aber noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein haften ihr bei uns zulande fast überall die Spuren jener ersten Auseinandersetzung mit der alteinheimischen Gothik an, und wäre es auch nur in Gestalt einer vereinzelten Gewölbekonstruktion oder eines Bogenprofils, das hier oder da auftaucht: an irgend einer Stelle spielt fast immer ein Nachklang des Gewesenen in die neuen Formen hinein.

Das Gesagte soll nicht dazu dienen, die Renaissance gegenüber der Gothik ihrer Eigenart zu entkleiden und sie gewissermaßen daraufhin in den Augen ihrer Gegner zu legitimiren. Denn auch dann, wenn wir es in unsrer sogenannten deutschen Renaissance ausschließlich mit den eigentlichen antikisirenden Formen dieses Stils zu thun hätten, brauchten wir uns ihrer nicht zu schämen. Das gilt auch mit besonderer Beziehung auf den deutschen evangelischen Kirchenbau, soweit er der Renaissance angehört. Wir scheuen uns nicht, was das Bedürfnis unsrer Zeit anbelangt, hinzuzufügen, daß wir im heutigen protestantischen Kirchenbau noch lange nicht genug Renaissance haben.

Diese Stilrichtung ist ja allerdings in unserm einheimischen Kunstleben während der letzten Jahrzehnte oft in so unverzeihlicher Weise durch gewisse Modethorheiten mißbraucht worden, daß wir ihr gegenüber unter Umständen eine ganz begründete Reserve einnehmen werden. Aber im Grunde und in ihren gesunden Erzeugnissen, deren sie immerhin eine beträchtliche Anzahl aufzuweisen hat, ist sie denn doch auch in ihrer heutigen Gestalt nicht nur besser als ihr Ruf, sondern auch zugleich eine ganz natürliche Erscheinung in der Entwicklung des modernen Kunstgeschmacks überhaupt; im Grunde ist sie nichts andres als eine Reaktion gegen das unklare und unselbständige Ideal der romantischen Periode, die hinter uns liegt. Für den Nachweis der Bedeutung, die die Renaissance im kirchlichen Bauwesen beanspruchen darf, ist eigentümlicherweise von Seiten der katholischen Kunstlitteratur trotz des Feldzugs, den die Dogmatiker des gothischen Stils gegen sie eröffnet haben, oder vielleicht gerade deshalb, neuerdings weit mehr geschehen als bei uns; die Katholiken sind uns darin voraus. Unter ihnen haben sich als Schriftsteller in der angezeigten Richtung Johann Graus in Graz und der bekannte, in kirchlichen Kunstangelegenheiten hochverdiente Domkapitular Dr. Friedrich Schneider in Mainz besonders bethätigt, namentlich auch in der Widerlegung des so oft erhobnen Einwandes, daß nur in der Gothik sich spezifisch kirchliche Ideen zu verkörpern vermögen. Mit Bezug darauf schreibt Dr. Schneider, um hier von seinen Ausführungen nur einen Passus einer kleinen Gelegenheitsschrift zu entnehmen:

> Mit dem Mittelalter selbst sind seine Formen in Trümmer gesunken. Der Geist aber, der sie einst belebte, ist in Gebilden andrer Art immer wieder lebendig geworden: es ist darum nicht auf eine Zeit zu schwören; wohl aber gilt es, im Anschluß an das Leben der Kirche

Kunst und Künstler ihrem hohen Beruf derart entgegenzuführen, daß sie der Ehre Gottes und der geistigen Erhebung der Menschen dienen. Daß dies auch spätere Zeiten, als das Mittelalter, noch erreicht haben, ist unzweifelhaft.

Wenn eine derartige Anschauungsweise auf katholischer Seite möglich ist, so haben wir vollends keine Veranlassung, den Kunstformen der neuern Zeit aus dem Wege zu gehen, ist doch, wie die Geschichte des evangelischen Kirchenbaues zeigt, gerade die Renaissance mit den späterhin aus ihr hervorgegangnen Bauweisen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Stilform gewesen, in der die Grundgedanken des evangelischen kirchlichen Lebens zuerst und in beredter Weise Ausdruck gefunden haben.

Zum Schlusse möchte ich einen Gegenstand nicht unberührt lassen, der bei Fritzsch nicht hinreichend hervortritt. Es ist durchaus verständlich, wenn der Verfasser vom Standpunkte des künstlerisch gebildeten Architekten aus an verschiednen Stellen auf eine „monumentale" äußere Erscheinung des kirchlichen Bauwerks nachdrücklich Gewicht legt. Sieht man jedoch das Arbeitsfeld an, das der evangelische Kirchenbau heute thatsächlich vor sich hat, so gewinnen andre Gesichtspunkte die Oberhand. Gegenüber dem Mangel an ausreichenden kirchlichen Bauten jeder Art, der sich an so vielen Orten geltend macht, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Thätigkeit des Baumeisters in den meisten der praktischen Fälle, um die es sich in der nächsten Zukunft handeln wird, keine monumentale Wirkung, sondern sehr viel bescheidnere Ziele zu erstreben haben wird. Die Menge des Bedarfs nicht minder wie die fast überall herrschende Knappheit der Mittel verlangt Nutzbauten von sehr schlichter und sparsamer Form. Es ist dies auch an sich gar nichts Unerhörtes. Wir kennen ähnliche Forderungen aus früherer Zeit. Leonhard Christoph Sturm z. B., der sein „Architektonisches Gedenken von protestantischer kleiner Kirchen Figur und Einrichtung" 1712 herausgab, hat eingehend gerade auf diese Seite des praktischen Bedürfnisses Bedacht genommen. Wir wissen zwar nicht, ob es sich in der That so verhält, wie er sagt, daß da, wo kirchliche Gebäude „am prächtigsten stehen, der Greuel der Verwüstung am meisten zu stehen, und die Tempel des Heiligen Geistes am seltensten oder verwüstetsten zu seyn pflegen," aber Recht muß man ihm jedenfalls, und nicht zum wenigsten unter den heutigen Verhältnissen geben, wenn er für den protestantischen Kirchenbau „mehr Reinigkeit als Pracht" verlangt.

Daß dabei der eigentliche künstlerische Geist keine Beeinträchtigung erleiden soll, versteht sich von selbst; im Gegenteil wird da erst recht ein feiner künstlerischer Sinn von nöten sein, wo es sich vorwiegend um schlichte und zweckmäßige Formen handelt. Ein Bauplan, der über alle Mittel einer architektonisch wirkungsvollen Anlage verfügt, ist manchmal ein weit weniger großes Kunststück, als eine bescheidne Komposition, die sich vornehm und geschmackvoll anläßt, obgleich sie nur einfache Verhältnisse aufweist. Unter diesem Gesichtspunkt, meinen wir, müßte sogar eine besondre Genugthuung für den künstlerischen Ehrgeiz gerade in der Aufgabe liegen, Kirchengebäude von mäßigen Dimensionen in Einfachheit und in Schönheit zugleich herzustellen, und so im kleinen Großes zu leiten.

Die hier behandelten Fragen sind noch weit davon entfernt, in der Praxis eine annähernd einheitliche Regelung gefunden zu haben. Noch stehen in dieser Angelegenheit entschieden ausgesprochne Gegensätze einander gegenüber. Aber die Aufgabe, in den Grundforderungen des evangelischen Kirchenbaues wenigstens im großen und ganzen zur Verständigung zu gelangen, ist doch für alle Beteiligten da. Im Hinblick darauf ist es als ein sehr verdienstlicher Gedanke zu begrüßen, daß die Vereinigung Berliner Architekten für den Mai dieses Jahres die Abhaltung eines „Kongresses für den Kirchenbau des Protestantismus" in Aussicht genommen hat. Wir verfehlen nicht, diesem so zeitgemäßen Unternehmen im voraus unsre aufrichtigen Wünsche entgegenzubringen.

H Wzs

Evangelische Missionslehre

D. Warneck, Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Gotha, Perthes. Erste Abteilung: Die Begründung der Sendung. 1892. 5 Mk.

„Es ist Zeit, daß endlich die Mission eine theoretische Gesamtbearbeitung erfahre. Einer muß der Erste sein, der den Versuch wagt, und wenn ich so kühn bin, dieser Erste zu werden, so darf ich hoffen, daß mir die Kritik das In magnis voluisse sat est*) ein wenig zu gute kommen lassen werde. Andre nach mir werden es dann schon besser machen" — so schreibt Warneck in der Vorrede zum ersten Teil des oben genannten Werkes, dessen zweiter, in sich abgeschlossener und selbständiger Teil, „Die Organe der Sendung" behandelnd, inzwischen auch erschienen ist**).

Es hat bisher an einer wissenschaftlichen Gesamtbearbeitung der Mission gefehlt. Missionstheoretische Grundsätze sind zwar im einzelnen vielfach aufgestellt worden. Aus jahrzehntelanger Praxis mußten sich solche schließlich von selbst ergeben. Warneck selber hat in zahlreichen Aufsätzen die Theorie der Mission gepflegt und wissenschaftlich vertreten. Seine Allgemeine Missionszeitschrift, die mit Ende 1893 bereits den zwanzigsten Jahrgang hinter sich hatte, bezeichnet sich geradezu als Monatsschrift für „geschichtliche und theoretische Missionskunde." Wer Warnecks Schriften kennt, wird darum auch in diesem seinem neuesten Werk nicht allenthalben neue Ideen vertreten finden.

Aber es galt jetzt, die Theorie der Mission zu begründen, zu vertiefen, auszugestalten, nach den verschiedensten Seiten zu beleuchten, die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen und das Ganze zu einem wissenschaftlichen Gesamtwerk aufzubauen und systematisch zu bearbeiten.

So ist Warnecks „Missionslehre" entstanden. Man wird sagen dürfen, daß sie gerade zum passendsten Zeitpunkt erschien. Man hat im Jahre 1892 in gewissem Sinne das hundertjährige Jubiläum der neuern Mission gefeiert, sofern seit der Begründung der Baptistenmissionsgesellschaft im Jahre 1792 die evangelische Mission, die bis dahin nur sporadisch betrieben war, einen neuen Anlauf genommen und neue mächtige Impulse empfangen hat, sodaß sie gegenwärtig als achtungfordernde Geistesmacht weite Gebiete in fremden Ländern und weite Kreise in der Heimat beherrscht. Ein abgeschlossenes Jahrhundert zusammenhängender und stets wachsender praktischer Thätigkeit hat also die evangelische Mission jetzt hinter sich. Da kann es niemand mehr verfrüht finden, wenn nun aus dieser Praxis der Mission eine Theorie derselben abgeleitet wird, um so weniger, als aus den Schrifturkunden über die apostolische Mission und aus der ganzen bisherigen Geschichte der Ausbreitung des Christentums in der alten und mittelalterlichen Kirche die grundlegenden Prinzipien der Missionstheorie und Missionspraxis sich schon von selbst ergeben. In gesündester Weise baut sich auch hier die Theorie auf der Praxis auf, nicht umgekehrt. Nach alledem darf es als ein beachtenswerter äußerlicher Umstand bemerkt werden — auch wenn Warneck selbst bescheidnerweise nicht darauf aufmerksam macht —, daß das vorliegende erste missionstheoretische Werk eben gerade im Jahre 1892, dem Jahre des erwähnten Missionsjubiläums, zu erscheinen begonnen hat. Der Verfasser hat es seinem als Missionar nach Sumatra abgeordneten Sohne als Mitgabe in den praktischen Missionsdienst gewidmet.

Die Missionslehre ist nach Warneck „die wissenschaftliche Verständigung über den gesamten Missionsbetrieb, also über alles, was sich sowohl auf die Begründung wie auf die praktische Ausführung der Mission bezieht." Eine evangelische Missionslehre will er geben. Denn eine allgemeine christliche Missionslehre läßt sich bei dem tiefgehenden Gegensatz zwischen der römischen und der evangelischen Kirche nicht aufstellen; tritt doch dieser Gegensatz namentlich auf dem Gebiet der Mission in ganz besondrer Schärfe hervor.

*) In großen Dingen ists schon genug, auch nur gewollt zu haben.
**) Zweite Abteilung: Die Organe der Sendung. Gotha, Perthes. 4 Mk. Ein dritter Teil wird vom Missionsbetrieb handeln.

Warneck ist es mit seinem Werk in erster Linie darum zu thun (vgl. die einleitenden Kapitel 1—6), der Missionskunde die wissenschaftliche Stellung und Berechtigung zu erobern, die ihr gebührt, und die ihr leider bisher so vielfach versagt geblieben ist; sowie überhaupt den Leser zu befähigen, sich ein selbständiges und korrektes Urteil über dieses wichtige Gebiet zu bilden. Hat sich doch schon im Jahre 1864 Graul (vorher Direktor der Leipziger Mission) über diese wissenschaftliche Vernachlässigung der Mission beklagt, die aber von beiden Seiten verschuldet gewesen sei, von seiten der Wissenschaft, wie von seiten der Mission. So hat auch Warneck schon in seinen frühern Schriften, namentlich in der Schrift „Mission und Wissenschaft" das Recht der Missionskunde, als besondre Wissenschaft anerkannt zu werden, eifrig verfochten. Er thut es im vorliegenden Werk wieder mit schlagender Beweisführung. Mindestens sei die Missionslehre in die Wissenschaft der praktischen Theologie einzugliedern. Das buchhändlerische Erscheinen von Warnecks Werk entspricht auch dieser Forderung. Denn das Werk bildet einen Teil, und zwar den (siebzehnten) Schlußband, der von Professor Lic. Zimmer in Herborn herausgegebnen und bei Perthes in Gotha erschienenen „Handbibliothek der praktischen Theologie."

Aber auch andre Zweige der theologischen Wissenschaft haben an der Missionskunde festen Anteil und empfangen aus ihr reiche Befruchtung. Die Kirchengeschichte ist ohne Missionsgeschichte nicht denkbar; sie empfängt durch letztere erst ihre großartige Perspektive. Die Exegese und biblische Theologie haben den Missionscharakter der heiligen Schrift und ihrer einzelnen Teile, namentlich der apostolischen Sendschreiben und der Apostelgeschichte, aufzuweisen. Für die Apologetik bietet der Kampf des Christentums mit dem Heidentum reichen, hierher gehörigen Stoff. Die Dogmatik wird Bereicherung finden und an Interesse gewinnen, wenn ihre Lehrsätze von Gott, von der allgemeinen Sündhaftigkeit, Erlösungsbedürftigkeit, von der Versöhnung und Rechtfertigung u.s.w. an der Erfahrung der christlichen Mission erwiesen und illustrirt werden. Endlich bleibt auch die Ethik, als Pflichtenlehre, nicht unberührt von der Mission, sofern sie die Mission, d. h. die Ausbreitung des christlichen Glaubens thatsächlich als Gewissenspflicht des Einzelnen und der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen hat.

„So giebt die Mission fast der gesamten Theologie zu thun," weil sie organisch mit ihren einzelnen Disziplinen verbunden ist. „Was aber natürlich ist, das bricht sich auch mit Naturnotwendigkeit Bahn." Darum zweifelt Warneck nicht, daß das Bedürfnis nach einem selbständigen Ausbau der Missionslehre als eines besondern selbständigen Zweiges der theologischen Wissenschaft sich früher oder später von selbst einstellen werde. Eine andre Frage ist dann die, „ob eine selbständige Vertretung der Missionswissenschaft durch Errichtung eines besondern Lehrstuhls für sie auf der Universität ein praktisches Bedürfnis ist." Warneck will diese Frage zur Zeit, weil die Zahl der in den praktischen Missionsdienst tretenden Theologen von Fach immer noch eine verhältnismäßig geringe sei, nicht so unbedingt bejahen, wie es Plath vor fünfundzwanzig Jahren bereits gethan hat. („Die Vertretung der Missionswissenschaft auf der Universität.") Aber — so fährt Warneck fort — „täuscht nicht alles, so befindet sich die Mission allerdings auf dem Wege auch zur Eroberung eines akademischen Lehrstuhls." Wir erinnern uns noch, wie vor fünf Jahren auf der Missionskonferenz der Provinz Sachsen zu Halle Warneck in seinem Vortrag „Mission und Wissenschaft" diese Gedanken und Forderungen für die Mission vor einer zahlreichen Zuhörerschaft entwickelte, und wie in der sich anschließenden Debatte Professor Kähler seinem Freunde Warneck im Scherz zurief, er habe es gewiß selbst auf diese neue Professur abgesehn, was Warneck natürlich im dankenswerten Besitze seines Amtes in Rothenschirmbach mit gutem Gewissen verneinen konnte. Professor Kähler bezeugte aber damals ausdrücklich, daß die theologische Fakultät zu Halle über die Berechtigung der Warneckschen Forderungen bereits damit quittirt habe, daß sie Warneck im Jahre 1885 zum Doctor theologiae honoris causa kreirte.

So kommt es denn Warneck zunächst darauf an, die Mission und damit auch die Missionskunde wissenschaftlich zu begründen. Auf breitem Untergrunde, fast zweihundert Seiten umfassend, wird vor allen Dingen die biblische Begründung der Mission nachgewiesen. Denn hier galt es den Beweis, daß die Mission ein dem Christentum wesenhaft einwohnender Gedanke ist, der in der Universalität des göttlichen Heils und in der klaren biblischen Wahrheit selbst wurzele, daß also der Missionsgedanke nicht ein von den Menschen in das Christentum hineingetragner, sondern mit der christlichen Wahrheit organisch verbundner sei; wie denn schon der Ursprung der Mission auf göttlichen Heilswillen zurückweist, entsprechend dem, was auch Paulus (Gal. 1, 1) von seinem Apostelamt sagt: „Nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott den Vater." Das Christentum als die absolute Religion muß ja auch die allgemeine Religion sein; und als solche muß sie auch ausgebreitet werden, worauf mit Notwendigkeit schon die Lehre von dem einen Gott, von dem einen Mittler, von der einzig möglichen Erlösung und andre dogmatische Wahrheiten der Schrift hinweisen. Schon im Alten Testament, namentlich in der Genesis (Gesetzgebung), in den Psalmen und den Propheten tritt dieser Heilsuniversalismus der Schrift und somit auch der darin liegende Missionsgedanke unverkennbar hervor (Kap. 10); vollends erst im Neuen Testament, in den zahlreichen Reden und Aussprüchen Jesu (Kap. 11) und in der ganzen Missionstheologie des Apostels Paulus, wie sie namentlich im Römer-, Galater- und Epheserbrief niedergelegt ist (Kap. 12). Hier führt uns Warneck recht in die biblische Begründung der Mission hinein. Diese beiden letzten Abschnitte, packend und zwingend geschrieben, bilden recht eigentlich auch den innersten Kern des Buches.

Selbst auf die Gefahr hin, sich dem Vorwurf zu großer Umständlichkeit auszusetzen, hat Warneck der biblisch-theologischen Begründung der Mission einen so überaus breiten Raum gewidmet. Angesichts der untergeordneten Stellung, die dem großen Werk der Weltchristianisirung bis auf diesen Tag noch immer vielfach angewiesen wird, sah der Verfasser gerade darin seine Aufgabe, durch eine eingehende Beweisführung das Vorurteil zu zerstören, als ob die Mission etwas Nebensächliches und Untergeordnetes in der göttlichen Gnadenhaushaltung sei. Wir brauchen ein festes Fundament unter den Füßen, wenn wir Mut und Freudigkeit haben sollen, unserm himmlischen Könige die Welt zu erobern. Dieses Fundament kann aber kein andres sein, als der universale göttliche Heilswille, wie er in That und Wort kundgethan und in der Schrift fixirt ist. Die Mission schwebt in der Luft, wenn unserm Glaubensgehorsam diese objektive Autorität entzogen wird. Denn wenn irgend ein Werk Glauben braucht, der nicht auf sich selbst gestellt ist, so ist es die Mission.

Aber hat denn die Mission nicht auch im Wesen der Kirche ihre naturgemäße Begründung? Auch darüber läßt uns der Verfasser nicht im Unklaren, denn es galt zu zeigen, daß die Mission für das Leben der Kirche ein unbedingt notwendiger Faktor gewesen ist und fort und fort bleibt. Sie ist der Kirche angeboren, ist ihr innerster Lebenstrieb, der nicht ohne schweren Schaden des kirchlichen Lebens unterdrückt werden kann. Daher auch die gesegneten Rückwirkungen der Mission auf die heimatliche Kirche. Die Verkennung jener Thatsache, daß die Mission unbedingt zum Wesen der Kirche gehört, ist darum auch zum großen Teile der Grund gewesen, warum so lange Zeit in der Kirche mit der Mission nur gespielt und sie nur als eine Privatliebhaberei einiger Weniger angesehn wurde.

Auch was zuletzt als geschichtliche und ethnologische Begründung der Mission zur Darstellung gelangt, verdient vollste Beachtung. Was die erstere, die geschichtliche Begründung anlangt, so will der Verfasser hier nicht den Nachweis führen, welchen Einfluß die christliche Mission auf die Weltgeschichte geübt hat und fort und fort übt, sondern wie Gott die Weltgeschichte so gestaltet hat und weiterhin gestaltet, daß sie die christliche Mission bedingt, vorbereitet und fordert. Denn die Welt- und Kulturgeschichte ist ein Missionsfaktor von hervor-

ragender Bedeutung. So haben thatsächlich in den drei großen Missionsperioden, der apostolischen, der mittelalterlichen und der gegenwärtigen, jedesmal besondre weltgeschichtliche und kulturgeschichtliche Verhältnisse obgewaltet, die als göttliche „Thüröffnungen“ für die Mission angesehn werden mußten und die göttliche Aufforderung zur Mission klar erkennen ließen: in der apostolischen Zeit der innere Zerfall des Heidentums, die Einheitlichkeit des römischen Reichs, die Gemeinsamkeit der griechischen Sprache, die jüdische Diaspora u. a.; in der mittelalterlichen Zeit die Folgen der Völkerwanderung, insbesondre neben dem Ruhebedürfnis der Völker die in jener Zeit sich vollziehende Neubildung von Staaten, wobei man die Religion immer zugleich als Volks- oder Staatssache pflegte; und endlich in der neusten Zeit die zahlreichen Entdeckungen in fremden Erdteilen, der gesteigerte Weltverkehr mit seinen außerordentlichen Verkehrsmitteln, die Kolonialpolitik und vieles andre.

In ethnologischer Beziehung ist die Thatsache festzustellen, daß das Christentum die Fähigkeit besitzt, sich den nationalen und sozialen Besonderheiten der verschiednen Völker anzupassen und also für jede Staatsform, jede Kultur- und Bildungsstufe geeignet ist, und daß hinwiederum auch umgekehrt alle Völker für das Christentum geeignet sind. Gegnerischen Ansichten gegenüber ist vor allem die Einheitlichkeit des Menschengeschlechts zu betonen, die von allen besonnenen Vertretern der Völkerkunde zugestanden wird.

„Die Natur des Menschen ist überall eine und dieselbe.“ Namentlich fällt die Thatsache ins Gewicht, daß es zwei große Besitztümer giebt, an denen alle Völker der Erde in ihrer Weise Anteil haben, das ist die Sprache und die Religion. Jede Sprache, auch die der wildesten Wilden, ist ein nach bestimmten Gesetzen gegliederter Bau. Jedes Volk vermag auch die Sprache irgend eines andern Volkes zu erlernen, nicht bloß die gebildeten Nationen besitzen diese Fähigkeit. So existirt denn in der That keine Sprache, die für die Wiedergabe der evangelischen Wahrheit ungeeignet wäre. Der Oxforder Religionsphilosoph Max Müller hebt z. B. ausdrücklich hervor, daß noch keine Sprache gefunden sei, in die es unmöglich gewesen wäre, das Vaterunser zu übersetzen. Besitzt aber jedes Volk in seiner Sprache das Organ für den Ausdruck der christlichen Gedanken, so wird es auch fähig sein, diese Gedanken zu denken. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß jedes Volk und jeder Einzelne eines Volkes imstande sei, die dogmatisch formulirten Lehren des Christentums jedesmal in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Aber Dogmen sind auch nicht Christentum; und der rechte Missionar hat und wünscht gar nicht Dogmatik zu lehren.

So wenig wie ein sprachenloses, so wenig giebt es ein religionsloses Volk. Während noch vor etlichen Jahrzehnten die Fabel von völlig religionslosen Völkern als „Wissenschaft“ galt, sagt z. B. derselbe Max Müller:

> Wir haben heute anders urteilen gelernt, dank hauptsächlich den Missionaren, die ihr ganzes Leben unter Wilden zugebracht, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben. . . . Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz allen Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gefunden worden sind, die nicht etwas besaßen, was ihnen als Religion galt.

Man hat diese Thatsache mit Recht ein Universalphänomen der Menschheit genannt, das daher nicht anders als aus einer psychologischen Notwendigkeit, einer allgemein menschlichen Naturanlage zu erklären ist. Diese allgemeine Religiosität zeigt sich sogar in vielen einzelnen, aber bei allen Völkern gleichmäßig vorhandnen religiösen Regungen, im Schuldbewußtsein, im Gewissen, in der Idee des Opfers und Gebets, ja in einem gewissen Trostbedürfnis jeder, auch der verkommensten Heidenseele. Das alles sind Anknüpfungspunkte für die Mission, und damit zugleich der thatsächliche ethnologische Beweis, daß alle Völker für die Aufnahme des Christentums befähigt und also von Gott daraufhin angelegt sind.

Glücklicherweise sind wir auch in der Lage, die praktische Probe auf die Richtigkeit dieser Theorie zu machen. Wir blicken nach einer neunzehnhundertjährigen Geschichte der christlichen Kirche auf eine lange und vielseitige Missionserfahrung zurück, die uns jene Theorie durch die That bestätigt. Das ist

ein ungeheurer Vorteil, den wir vor den Aposteln voraus haben. Denn während jene bei Inangriffnahme ihrer Mission fast ausschließlich auf den Glauben angewiesen waren, stehen wir heute vor geschichtlichen Erfahrungen. Wir können uns darum kaum eine Vorstellung davon machen, welch kühne Glaubenszuversicht einen Paulus beseelt haben muß, als er erklärte, daß das Evangelium eine Gotteskraft sei, selig zu machen jeden, der daran glaubt, den Juden wie den Heiden. Denn als Paulus diesen kühnen Gedanken aussprach, da hatte er aus der apostolischen Missionspraxis ja noch keine sonderliche Erfahrung hinter sich, daß das wirklich die Gotteskraft des Evangeliums sei. Wir haben diese Erfahrung aus jahrhundertelanger Geschichte der sich ausbreitenden Kirche; es gehört für uns nun kein so großer Glaubensmut mehr dazu, sondern sollte nur die Konsequenz aus der göttlichen Logik sein, zu behaupten: „Das Christentum für die Menschheit, und die Menschheit für das Christentum.“

Soweit Warneck im vorliegenden Teil seiner „Missionslehre.“ Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, den systematischen Aufbau des Werkes zu prüfen und etwa einen andern — mit Zugrundelegung der Idee des Reichs Gottes — zu empfehlen. Es würde ja doch nur System gegen System stehen. Warneck nennt sein Werk auch bescheidentlich nur einen missionstheoretischen Versuch. Wir lassen diese Bescheidenheit nur vom formalen Aufbau seines Werkes gelten. Erste Bearbeitungen eines Zweiges der Wissenschaft haben ja nicht den Vorteil, von mehr oder weniger anerkannten Grundsätzen über den Umfang des Stoffs und über die Methode der Bearbeitung ausgehen zu können. Warneck mußte sich dieses wissenschaftliche Fundament erst schaffen. Der Inhalt des Ganzen, die wissenschaftliche Fülle, die überzeugende Beweisführung und die wohlthuende Wärme, womit der wichtige Gegenstand behandelt wird, ists, was uns anzieht.

D—r

Die Botschaft Tolstois

7. Luzern

Wir haben Tolstoi bisher fast nur als Verehrer des Naturmenschen gesehen, aber eine Zeit lang glaubte auch er, wie die große Mehrzahl der besten Köpfe unter seinen Zeitgenossen, an den „Fortschritt.“ Es war um das Jahr 1860, als er 32 Jahre alt war. Daß die überstürzte russische Zivilisation mehr Schatten als Licht erzeugt habe, hatte er sich und andern zwar schon oft gesagt; aber etwas andres mochte es sein um den gesunden, stetigen Fortschritt, die allmähliche, allgemeine Vervollkommnung der Menschheit, wie sie seit Jahrhunderten in Westeuropa vor sich ging, die Aufklärung und Erziehung der Massen durch die Gebildeten. Das Evangelium vom Fortschritt ist ein sehr angenehmes. Man kann vergnügt und liederlich dabei leben, denn der unaufhaltsame Fortschritt macht ja doch langsam die Welt zu einem Paradiese, und wenn man noch ein Uebriges thun will, kann man ja durch Förderung des Unterrichts oder Beteiligung an der einen oder andern gemeinnützigen Bestrebung den Fortschritt stärken und beschleunigen.

> Nicht wir müssen lernen, sondern wir müssen Marfutka und Taraska wenn auch nur ein klein wenig von dem lehren, was wir wissen.

So betrog sich selbst der gescheite Tolstoi eine Zeit lang. Und nebenbei stürzte er sich wieder in das tolle Treiben der jeunesse dorée oder vertrieb sich die Tage halb mit leidenschaftlichem Turnen und halb mit Herumspazieren in der Kleidung der Modegecken.

Im Westen hoffte er sich völlig zum Fortschrittsmann (immer natürlich unpolitisch verstanden) auszubilden. Er besuchte Deutschland, England, Frankreich und Italien in den Jahren 1857, 1860 und 1861. Am meisten Eindrücke empfing er in Deutschland. Um Landschaften und Altertümer hat er sich wenig bekümmert, er wollte nur immer Bildungsstätten und Volksleben sehen. Manches imponirte ihm. Berthold Auerbach, den er längst verehrte, suchte er in Dresden auf, und beide verstanden sich gut mit einander; die Fröbelschen Kindergärten und der Berliner Handwerkerverein gefielen ihm; auch Schopenhauer,

den er später einmal den genialsten aller Menschen nannte, besuchte er, und auf der Wartburg schrieb er in sein Tagebuch: „Luther ist groß.“ Das deutsche Volk gewann ihm Achtung ab.

Was ich an meinem Volke so schmerzlich vermisse: die zielbewußte, energische Ausdauer (nicht bloß die passive Geduld), die Festigkeit des Entschlusses, die sich durch nichts ermüden oder ablenken läßt und nicht eher ruht, als bis das Ziel erreicht ist — diese große Eigenschaft des Charakters verleiht eben dem Deutschen ein moralisches Uebergewicht, dessen wir uns nicht erwehren können. Wir haben viel von unserm germanischen Nachbar gelernt; es bleibt uns noch genug zu lernen.

Vieles mißfiel ihm aber auch, und wenn er sich auch einen jungen Mathematiker aus Jena mitnahm, der ihm bei seinem Volksbildungswerke helfen sollte, so hatte er doch nicht vor, irgend etwas von dem Gesehenen nachzuahmen. Die europäischen Unterrichtsmethoden schienen ihm falsch zu sein, und was ernster war, es war ihm tief ins Bewußtsein gedrungen, daß auch diese große, westliche Zivilisation nicht das Ideal sein könne. Ein kleines Erlebnis, das auf diese unsre Kultur ein trauriges Licht warf, hatte ihn geradezu erschreckt. Der Schweizerhof in Luzern ist eins der feinsten Hotels der Welt; es liegt in einer der herrlichsten Landschaften des freiesten Staatswesens unsers Erdteils, und in diesem Hause wohnen die reichsten, gebildetsten und gesittetsten Herren und Damen aus England, Frankreich, Deutschland u. s. w. Hier also konnte man die Blüte der Zivilisation wohl suchen. Und was fand Tolstoi? Herzlosigkeit, Dünkel, Eitelkeit, eisige Kälte gegen den Fremden, besonders den Niedrigstehenden. Schon bei Tische, wo die Engländer den Ton angaben, fühlte er sich unglücklich.

Von allen Seiten schimmern die glänzend weißen Spitzen, die glänzend weißen Kragen, die glänzend weißen, echten und unechten Zähne, glänzend weiße Gesichter und Hände. Aber die Gesichter, von denen viele sehr schön sind, drücken nur das Bewußtsein des eignen Wohlbehagens und den gänzlichen Mangel an Teilnahme für die ganze Umgebung aus. . . Alle diese toten Gesichter haben auf mich einen unwiderstehlichen Einfluß, und ich werde dann selbst tot wie sie, ich habe keinen Willen, keinen Gedanken, ich beobachte nicht einmal. . . . Und alle diese Menschen waren doch weder dumm, noch gefühllos, viele von diesen erstorbnen Menschen haben sicher ein ebensolches Innenleben wie ich, viele ein weit mannigfaltigeres und merkwürdigeres. Warum also berauben sie sich gegenseitig eines der schönsten Genüsse des Lebens, des Genusses des Verkehrs, des Genusses am Menschen?

Aber die Verhärtung dieser Menschen gegen die natürlichsten Gefühle sollte sich schlimmer zeigen. Abends singt ein armes Männchen eine halbe Stunde vor den Fenstern und Balkonen, alle hören ihm gern zu, als er aber um eine Gabe bittet, verlacht man ihn und wendet sich verächtlich ab. Wir können nicht glauben, daß dergleichen öfter vorgekommen ist; daß es einmal möglich war, ist schlimm genug, und Aehnliches, Undankbarkeit des Hohen gegen den Niedern, ist auch jetzt leider häufig. Nur Tolstoi nahm sich des Sängers an, zog ihn in das feine Hotel hinein, trank Champagner mit ihm, zankte sich mit Portier und Lakaien seinetwegen und ließ die stolzen Engländer über den verrückten Russen sich ärgern. Und darnach mußte er seine überschäumenden Gedanken beruhigen, indem er sie niederschrieb.

Das ist das seltsame Geschick der Poesie! Alle lieben, alle suchen sie, sie allein wird begehrt und gesucht im Leben, und niemand erkennt ihre Macht an, niemand würdigt dieses höchste Gut der Welt, niemand weiß denen Würdigung und Dank, die es den Menschen vermitteln. Fragt alle Bewohner des Schweizerhofs, welches das höchste Gut auf Erden ist, und alle oder doch neunundneunzig von hundert werden euch mit einem sardonischen Gesichte sagen: Das höchste Gut auf Erden ist das — Geld.

Warum habt ihr alle euer Vaterland verlassen, eure Familien, eure Beschäftigungen, euern Gelderwerb und euch in das kleine schweizerische Städtchen Luzern zusammengedrängt? Warum seid ihr heut abend alle auf die Balkons herausgeeilt und habt mit achtungsvollem Schweigen dem Liede des kleinen Bettlers gelauscht? — Was euch so zu handeln veranlaßt, und was ewig mächtiger als andre Triebfedern des Lebens treiben wird, ist das Bedürfnis nach Poesie, das ihr nicht anerkennt, aber doch empfindet und ewig empfinden werdet, solange ein Fünkchen Menschlichkeit in euch wohnt.

Diese Schwärmerei für die Poesie ist bei Tolstoi etwas verwunderlich, sie war vorübergehend, schrieb er doch drei Jahre später schon wieder: „Die Kunst ist Lüge, und ich kann die schöne Lüge nicht mehr lieben.“ Ebenso vorübergehend war das harte Urteil, das er im Folgenden über die Menge, das „Volk,“ fällt, während dagegen in der Fortsetzung der echte Tolstoi wieder ganz zum Durchbruch kommt:

Diese Blindheit für das, was Glück gewährt, die Unempfänglichkeit für poetische Genüsse vermag ich fast zu begreifen, oder ich bin so daran gewöhnt, da ich ihnen so oft im Leben begegnet bin. Auch die rohe, unbewußte Grausamkeit der Menge war mir nicht neu; was auch die Verteidiger des gesunden Sinnes des Volkes sagen mögen, die Menge ist eine Vereinigung von vielleicht guten Menschen, die nur durch die tierischen, niedrigen Triebe zusammengeführt werden und nur die Schwäche und Grausamkeit der menschlichen Natur zum Ausdruck bringen. Aber daß ihr, Kinder eines freien, menschlich edeln Volkes, ihr Christen, ihr — — nun, eben Menschen, auf den reinen Genuß, den euch der unglückliche Mensch, der eure Hilfe angeht, bereitet hat, mit Kälte und Hohn antwortet! — — Er hat gearbeitet, er hat euch eine Freude bereitet, er hat euch angefleht, ihm von euerm Ueberflusse für seine Arbeit, die ihr entgegennahmt, das Geringste zu geben — und ihr habt ihn mit kaltem Lächeln angesehen, wie eine Sehenswürdigkeit, und von hundert glücklichen Reichen hat sich nicht ein einziger Mann, nicht eine einzige Frau gefunden, die ihm das Geringste zugeworfen hätte.

„Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel Schweizerhof, in dem die reichsten Leute wohnen, ein herumziehender armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder zur Guitarre. An die hundert Menschen hörten ihm zu. Der Sänger bat sie alle dreimal um eine Gabe. Nicht einer gab ihm das Geringste, und die Reichsten verlachten ihn.“ Das ist keine Erfindung, sondern eine positive Thatsache. . . . Das ist ein Ereignis, das die Geschichtschreiber unsrer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Geschichte eintragen sollten. Wie kommt es, daß diese unmenschliche Thatsache, die in keinem deutschen, italienischen oder französischen Dörfchen möglich wäre, hier möglich ist, wo die Zivilisation, die Freiheit und die Gleichheit ihren höchsten Grad erreicht haben, wo auf ihren Reisen die zivilisirtesten Menschen der zivilisirtesten Nationen zusammen kommen? Wie kommt es, daß diese hochgebildeten humanen Menschen, die im allgemeinen zu jeder ehrenhaften, humanen Sache fähig sind, kein menschliches Mitgefühl für eine persönliche Gutthat besitzen? Wie kommt es, daß diese Leute, die in ihren Palästen, ihren Meetings und Vereinigungen mit dem höchsten Eifer für die Lage der Chinesen in Indien sorgen, für die Verbreitung des Christentums und die Bildung von Gesellschaften zur Besserung der gesamten Menschheit, daß sie nicht in ihrem Innern die einfache ursprüngliche Empfindung des Menschen für den Menschen finden? Giebt es etwa eine solche Empfindung nicht, hat der Dünkel, der Ehrgeiz, der Eigennutz ihre Stelle eingenommen, leitet er diese Menschen in ihren Palästen, auf ihren Meetings, in ihren Vereinigungen? Widerspricht etwa die Verbreitung der vernünftigen, selbstsüchtigen Menschheitsvereinigung, die man Zivilisation nennt, dem Bedürfnis der instinktiven, selbstlosen Vereinigung?

Gleichheit vor dem Gesetze? — — Ja, bewegt sich denn das ganze Leben der Menschen in dem Bereiche des Gesetzes? Nur das tausendste Teilchen unterliegt dem Gesetz, das Uebrige bewegt sich außerhalb seiner, in dem Bereich der Sitte und der gesellschaftlichen Anschauungen. Aber in der Gesellschaft ist der Lakai besser gekleidet als der Sänger und darf ihn ungestraft beleidigen. Ich bin besser gekleidet als der Lakai und beleidige ungestraft den Lakaien. Der Pförtner hält mich für etwas Höheres, den Sänger für etwas Niedrigeres als sich; als er mich mit dem Sänger zusammengehen sah, betrachtete er sich als gleichstehend und ward grob. Ich wurde heftig gegen den Pförtner, und der Pförtner stellte sich wieder unter mich. Der Lakai wurde heftig gegen den Sänger, und der Sänger stellte sich unter ihn.

„Die Zivilisation ist das Gute, die Barbarei ist das Böse; die Freiheit ist das Gute, die Unfreiheit ist das Böse.“ Und dies eingebildete Wissen vernichtet die instinktiven, beglückendsten, ursprünglichen Bedürfnisse nach dem Guten in der menschlichen Natur. Und wer will mir erklären, was Freiheit, was Despotismus ist, was Zivilisation, was Barbarei? Und wo die Grenzen des einen und des andern liegen?

Einen, nur einen unfehlbaren Führer haben wir, den Weltgeist, der uns alle insgesamt und jeden Einzelnen durchdringt und in jedem das Streben nach dem gelegt hat, was gut ist — derselbe Geist, der im Baume wirkt, auf daß er der Sonne entgegenwachse, der in der Blume wirkt, auf daß sie Samen ausstreue zum Herbst, und der in uns wirkt, uns unbewußt, daß wir zu einander streben.

Und diese eine unfehlbare, beglückende Stimme übertönt die lärmende, hastige Entwicklung der Zivilisation. Wer ist mehr Mensch und wer mehr Barbar: jener Lord, der bei dem Anblicke des fadenscheinigen Rockes des Sängers wütend vom Tische fortrannte, ihm nicht den millionsten Teil seines Vermögens gab, und jetzt gesättigt in seinem hellen, ruhigen Zimmer sitzt und ruhig über die Angelegenheiten Chinas spricht und die Mordthaten, die dort begangen werden, berechtigt findet — oder der kleine Sänger, der mit der Gefahr seiner Freiheit, mit einem Frank in der Tasche zwanzig Jahre, ohne jemandem Schaden zu thun, Berg und Thal durchwandert und die Menschen mit seinem Gesange erfreut, den man heute gekränkt, ja nahezu geschlagen hat, und der müde, hungrig und beschämt ein dürftiges Nachtlager auf faulem Stroh aufsucht? —

In diesem Augenblicke vernahm ich von der Stadt her durch die Totenstille der Nacht aus weiter, weiter Ferne die Guitarre des kleinen Mannes und seine Stimme.

Nein, sprach es in mir unwillkürlich, du hast nicht das Recht, ihn zu beklagen und dem Lord wegen seines Wohlbehagens böse zu sein. Wer hat das innere Glück abgewogen, das in der Seele eines jeden von diesen Menschen liegt? Er sitzt jetzt irgendwo auf einer schmutzigen Schwelle, schaut empor nach dem glänzenden, vom Mond bestrahlten Himmel und singt freudig in die stille, duftige Nacht hinaus; in seiner

Seele ist kein Vorwurf, kein Zorn, keine Reue. Und wer weiß, was jetzt in der Seele aller dieser Menschen vorgeht, die hinter diesen reichen, hohen Mauern sitzen? Wer weiß, ob sie alle zusammen soviel sorglose, sanfte Lebensfreude, soviel innere Harmonie haben, als in der Seele dieses kleinen Mannes lebt. Unendlich ist die Güte und die Weisheit dessen, der allen diesen Widersprüchen zu sein gestattet und befohlen hat. Dir aber, du nichtiger Wurm, der du verwegen, freventlich versuchst, seine Gesetze, seine Pläne zu durchdringen, — nur dir erscheinen sie widerspruchsvoll. Er schaut mild aus seiner lichten, unermeßlichen Höhe hernieder und freut sich der unendlichen Harmonie, in der ihr alle euch voller Widersprüche in alle Ewigkeit bewegt. Bde

---

Bücher und Schriften

(Taschenbibel) Eine außerordentlich dankenswerte Gabe bietet die Privilegirte Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart der evangelischen Christenheit. Eine „Taschenbibel" bester Ausstattung zu unerhört billigem Preise: ohne Apokryphen für 1,10 Mk., mit Apokryphen für 1,20 Mk. zu haben, in Ledertuch gebunden. Der Druck ist trotz seiner Kleinheit so schön und klar, daß ein gesundes Auge sich keinen bessern wünscht. Der Text ist der revidirte. Ich danke der Württembergischen Bibelanstalt im Namen aller Bibelfreunde für diese vollkommne Leistung. Uebrigens unterscheidet das buchhändlerische Angebot zwei Ausgaben, eine „gewöhnliche" in elf verschiednen Einbänden, die im Preise sich zwischen 1,10 und 2,90, bezw. 1,20 und 3,30 Mk. halten, und eine „feine," in viererlei Einband von 3,80 bis 7 Mk., bezw. (mit Apokryphen) 4 bis 7,20. Die feine Ausgabe ist mit Illustrationsfarbe auf sogenanntes India Paper gedruckt. Die gewöhnliche Ausgabe ohne Apokryphen ist 28, mit Apokryphen 31 Millimeter stark; die Dicke der feinen Ausgabe beläuft sich auf 25 und 27 Millimeter. R

(Geschichten aus der preußischen Reformationsgeschichte) Von Prof. Dr. J. W. O. Richter. Hannover und Leipzig, Leopold Ost, 1893. 4,20 Mk.

Der erste Band (Preis 90 Pfge) giebt das Lebensbild von Erhard von Queiß, der aus einem tüchtigen Juristen im Dienste des Herzogs Friedrich von Liegnitz zu einem trefflichen evangelischen Bischof von Pomesanien wurde. Wenn er auch als Bischof nach seiner Vermählung mit der frühern Nonne, der Herzogin Apollonia von Münsterberg, mit pekuniären Sorgen hart zu kämpfen hatte, so erwarb er sich doch in rastloser Thätigkeit um die Umgestaltung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum und die Durchführung der Reformation im Herzogtum Preußen große Verdienste. — In demselben Bande wird uns die Geschichte der Lieblingstochter Melanchthons, Anna Sabinus, erzählt. Schon vierzehnjährig wurde sie mit Georg Sabinus gegen Luthers Rat vermählt. Dieser Mann, der Professor der Beredsamkeit in Frankfurt an der Oder und später Rector perpetuus an der 1544 gestifteten Universität Königsberg war, gehört leider zu den unerfreulichsten Charakteren im Kreise der Reformatoren. Seine Gemahlin, die, wenn ihr auch bei ihrer Jugend die Fähigkeit abging, einen Haushalt zu leiten, gleich ihrem Vater eine tiefe Natur war, hatte von dem ehrgeizigen, eiteln Manne, der auch ohne wissenschaftliche Bedeutung war, viel zu leiden. Sie starb erst fünfundzwanzigjährig 1547.

Im zweiten Band: „Der Müller von Kaymen" (Preis 90 Pfge) wird uns ein Bild aus dem preußischen Bauernkriege gezeichnet. Auch in Preußen erhoben sich die Bauern gegen den Druck des Adels. Der Müller von Kaymen, Valentin Moldenhauer, und der Krüger Hans Gericke waren ihre Führer. Mit Gewalt wurde der Aufstand durch den Herzog unterdrückt. Aber obwohl dieser gewillt war, den gerechten Beschwerden der Bauernschaft Abhilfe zu schaffen, geschah fast nichts, da die Junker auf dem Landtage Richter in eigner Sache waren. Dem trefflichen Fürsten blieb nur die Möglichkeit, in einzelnen Fällen Milde zu üben und Gnade walten zu lassen.

Den dritten Band (Preis 1,20 Mk.) bildet eine Biographie des Paul Speratus. Sein wechselvolles Leben wird uns von seinem Aufenthalt in Würzburg als Domprediger an genauer geschildert. Nachdem er dort, einer von den wenigen vor Luther, eine Ehe mit Anna Fuchs, der Nichte eines dortigen Domherrn, geschlossen hatte, wurde er vertrieben. Nach kurzem Aufenthalt bei dem Erzbischof Matthäus Lang in Salzburg wirkte er in Iglau in reichem Segen, sodaß er auch später sich nach dieser mährischen Bergbaustadt zurücksehnte. Von dem Herzog Albrecht von Preußen wurde er, der durch seine Kirchenlieder sich einen guten Namen erworben hatte, zum Hofprediger in Königsberg und nach dem Tode von Erhard von Queiß 1529 zum Bischof von Pomesanien gemacht. In letzterer Stellung, wenn auch in sehr bedrängter äußerer Lage wie sein Amtsvorgänger, bewährte er sich als das Musterbild eines evangelischen Bischofs bis zu seinem Tode 1551.

Im vierten Bande (Preis 1,20 Mk.) wird das Leben Michael Meurers behandelt. Als Cisterzienser im Kloster Altzelle im Herzogtum Sachsen war er durch die Schriften Luthers für die Reformation gewonnen. Nach dem Tode des reformationsfreundlichen Abtes Martin II. mußte er aber nach Wittenberg fliehen. In Danzig fand er für längere Zeit als Prediger an St. Marien einen großen Wirkungskreis, obwohl ihm die mit der kirchlichen Reformation verbundne soziale Umwälzung wenig zusagte. Als der Polenkönig Sigismund ihn abgesetzt und in das Gefängnis geworfen hatte, wurde er auf Bitte des Herzogs Albrecht befreit und wirkte nun in Rastenburg und Königsberg als Pfarrer. Noch in den letzten Tagen seines Lebens verfaßte er einen Entwurf

„einer ersten evangelischen Pfarrer-Emeriten-, Witwen- und Waisenordnung," in dem er Gedanken entwickelt, die erst in der Gegenwart ihre volle Verwirklichung finden sollten.

Die Erzählungen ruhen auf gründlichen Studien, besonders ist Tschackerts vorzügliches Werk: „Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen" (drei Bände, 1890) benutzt. Sie sind lebendig und interessant geschrieben, nur eine Gefahr, die sich bei solchen auf Urkunden ruhenden Erzählungen, in denen die geschichtlichen Thatsachen im Vordergrunde stehen, leicht einstellt, ist nicht überall vermieden: die einzelnen Charaktere sind nicht scharf gezeichnet; so sind im zweiten Band alle Pfarrer als mild und freundlich, die Junker alle als hartherzig geschildert. Am besten scheint mir der dritte Band geschrieben, während der erste Teil des vierten mehr einem Repetitorium über die wichtigsten Thatsachen der Reformationsgeschichte gleicht. Am geeignetsten erscheinen mir die Büchlein als Lektüre für die Schüler höherer Lehranstalten, sind also besonders für Schülerbibliotheken zu empfehlen. Da sie in warmem religiösem Geiste geschrieben sind, ohne ihn in aufdringlicher Form dem Leser zu oktroyiren, so sind sie sehr geeignet, das Interesse für die vaterländische Geschichte und Kirchengeschichte zu beleben und zu vertiefen. G Gr

(Johann von Schwarzenberg) Von Johannes Freiherrn von Wagner (Joh. Renatus). Berlin, 1893. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Brosch. 4 Mk., geb. 4,75 Mk.

Ein historisches Charakterbild aus der Reformationszeit bietet uns in obigem Werke der Verein der Bücherfreunde. Der gelehrte Verfasser läßt in ihm seiner Gelehrsamkeit etwas großen Spielraum, der Historiker überragt den Dichter, der gelehrte Teil den allgemein interessanten; das Buch ist deshalb keine leichte Lektüre, um so erfreulicher wirkt die Angabe, daß sich schon fünf Auflagen notwendig gemacht haben. Eine ernste Weltanschauung, ein echt protestantischer Geist spricht aus dem Buche, die mittelalterliche Sprachweise ist mit Geschick nachgeahmt, mit beißendem Spott wendet sich (S. 69) der Verfasser gegen den Aberglauben auch unsrer Tage. Es ist allerdings ein starkes Stück, daß in dem hochgebildeten Frankfurt die Hausnummer 13 fehlt!*) Möchte der Verein der Bücherfreunde uns noch mehrere solcher Werke bescheren! F Schw

(Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten) von Julius Bintz. Hamburg, Otto Meißner, 1893. 2 Bände, 5 Mk.

Zum Andenken an den Freund haben Freundeshände einen Teil der von dem verstorbnen Professor Bintz in den Hamburger Nachrichten veröffentlichten Aufsätze durch mehrere in dessen Nachlaß vorgefundne ergänzt und zu dem vorliegenden Buche vereinigt. Wenn wir sie nach dem Inhalt kennzeichnen, so begegnen uns zunächst solche, die örtliches Interesse haben, aber doch typisch sind für die zu der Zeit bei unsern Vorfahren allgemein herrschende Denk- und Anschauungsweise. Andre zeigen uns auf breiterer Grundlage die Sitte und Unsitte fröherer Jahrhunderte — und warnen uns, ohne weiteres Lobredner der „guten alten Zeit" zu sein, in der des Aberglaubens gar viel und die Besessenheit von allerlei Teufeln, wie dem „Sausteufel," dem „Hosenteufel" u. a., gar weit verbreitet war; wieder andre machen uns bekannt mit seltsamen und wunderlichen Gerichtsgebräuchen und Rechtsgewohnheiten; noch andre lehren uns aufmerken, wie unsre Voreltern sich gaben im ernsten und heitern Sprichwort, oder wie unsre jetzige Sprache noch altes Leben fortführt und bewahrt. Eine fünfte Gruppe zeigt uns deutsche Männer vorübergehend auf Reisen im Auslande oder eine Frau (Elisabeth Charlotte von der Pfalz) dauernd an einem fremden Fürstenhof: beide gerade dort echt deutsche Gesinnung offenbarend. Eine sechste Gruppe läßt uns tiefe Blicke thun in die traurigen politischen Zustände des alten deutschen Reichs, in dem hinter den kleinlichsten Streitigkeiten die Sorge für das Große und Ernste vollständig zurücktrat; schließlich erfreuen wir uns an den mit besondrer Liebe gezeichneten Bildern, die sich von dem eben geschilderten tiefdunkeln Hintergrunde hell abheben und uns die sittlichernsten und zielbewußten Herrscher vor Augen stellen, deren siegreicher Enkel das neue deutsche Reich gegründet hat. Insgesamt wollen uns die „deutschen Kulturbilder" unsre Vergangenheit verstehen und die Gegenwart schätzen lehren und uns zeigen, wie recht Walther von der Vogelweide hatte, als er trotz vieler Mißstände seiner Zeit und mancher bittern Erfahrung bekannte: „Deutsche Zucht geht doch vor allen andern" und den Wunsch aussprach: „Lebt ich lange nur im Vaterlande;" Dies ist auch der Grund, daß einer der größten deutschen Männer, Fürst Bismarck, in einem Briefe an die Witwe des früh verschiednen Verfassers seine Freude an dem in Rede stehenden Buche ausspricht.

Zur Charakterisirung der frischen und lebendigen Darstellung wäre es erwünscht, wenn wir diese oder jene Stelle hierher setzen könnten; doch die Auswahl dürfte da schwer sein, zudem fehlt es an dem nötigen Raum; wir rufen deshalb den Lesern dieses Blattes zu: Kommt und sehet. Für die Freunde der Reformationsgeschichte möchten wir indessen folgende Sätze aus dem Bericht des Bartholomäus Sastrow aus Greifswald über seine Reise nach Rom und zurück ins Vaterland bringen. In Rom bekam er Stellung bei dem Verwalter des Hospitals St. Brigitten. „Mein Herr — so erzählt er — brachte einst fröhliche neue Zeitung zu Tisch, daß der Erzketzer Luther tot sei, und daß er einen greulichen Abschied genommen; viele Teufel wären um ihn geflogen und hätten einen solchen Lärm mit ihm getrieben, daß niemand bei und um ihn hätte bleiben können; er habe gebrüllt wie ein Ochse und sei zuletzt mit gräßlichem Geschrei verschieden, auch höre es noch nicht auf in dem Hause zu spuken." . . . Auf der Heimreise trifft Sastrow in Bologna

---

*) Zum Glück hat sich der Verfasser da etwas aufbinden lassen. D H

mit einem jungen Manne zusammen, der sich dort hatte als Reiter anwerben lassen, um im Schmalkaldischen Kriege gegen die lutherischen Bösewichter zu fechten. Dieser „gedachte des Papstes und der päpstlichen Religion nicht zum besten; und als ich ihn fragte, ob er solches in Italien und noch dazu in Papstes Land thun dürfe, dazu, da er sich habe anwerben lassen wider die Freunde der evangelischen Religion, sagte er, er mache sich nichts daraus, denn er habe keinen Kardinalshut zu verlieren, sondern sei ein Kriegsmann, der dem diene, der ihm Geld gebe." R—n

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

****

Tochter höhern Offiziers, Mitte der 20er Jahre, sucht Stellung in Familie, wo sie sich nützlich machen kann und geistige Förderung findet. Gehalt nicht beansprucht. Offerten und Auskunft durch Vermittlung. d. Exped. d. Bl.

****

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Verlag von J. Hörning in Heidelberg
Soeben ist erschienen:

Die Wirtschaftsordnung
vom
Standpunkte des Seelsorgers
Von
Dr. Ernst Lehmann
Preis 40 Pfg., nach ausw. 43 Pfg.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen und die Verlagsbuchhandlung J. Hörning, Heidelberg.

Vierzehnte Versammlung
des
wissenschaftlichen Predigervereins zu Hannover
am
Dienstag, den 17., und Mittwoch, den 18. April d. J.

Tagesordnung:

Dienstag, den 17. April, nachmittags 4½ Uhr: Vortrag des Herrn Pastor Ziegeler-Riede: Winke zu einer fruchtbaren Gestaltung des Konfirmandenunterrichts. — Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung.

Mittwoch, den 18. April, vormittags 8½ Uhr: Vortrag des Herrn Professor Lic. J. Weiß-Göttingen: Das persönliche Verhältnis des Christen zu Christus, biblisch-theologisch und dogmatisch-ethisch erörtert, mit besondrer Berücksichtigung der praktisch-psychologischen Aufgabe. Korreferent: Herr Superintendent Jacobshagen-Bleckede.

Der Ort der Versammlung ist das hiesige Café Rabe, wo wir für den Mittwoch ein gemeinsames Mittagessen vorbereiten werden.

Gäste sind willkommen. Gesuche um Aufnahme in den Verein sind an uns zu richten.

Hannover, April 1894

Der Vorstand des wissenschaftlichen Predigervereins zu Hannover
Rahn. Jacobshagen. Dörries. E. Rauterberg. Schumann. Ubbelohde. Waitz.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 14: Völker und Räume — Der Antisemitismus wie er ist. 1. Die soziale Seite — Nationale Dichtung. Von Adolf Bartels — Dürers schriftlicher Nachlaß. Von Karl Kötschau — Demoiselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein. 1794 bis 1894. Von Ernst Müllenbach — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Nr. 15: Die Finanz- und Wirtschaftslage Italiens — Die Sklaverei bei den antiken Dichtern (3). Nationale Dichtung. Von Adolf Bartels (Fortsetzung) — Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Zu verkaufen
zu den beigesetzten **mäßigen** Preisen:

Herzog-Plitt, Theol. Realencyklopädie. 2. Aufl. 18 Bde. Orighfz. Statt 216 Mk. **nur 120 Mk.**
Erasmus, Opera omnia. 9 tomi. folio. Basil. 1540. Alter franz. Maroq. Einbd. m. reicher Goldpressung . . . **nur 75 Mk.**
Augustinus, Opera omnia. Ed. III. Veneta. 18 tomi, 13 voll. 4°. Bass. 1807. Frz. Lederbde. Schönes Exempl. **nur 90 Mk.**
Starke, Synopsis des Alten und Neuen Test. In 7 Bde. geb. 4°. Biel. 1745-52. Ldr. **nur 60 Mk.**
—, do. in Nov. Test. Neue Ausg. v. Siegmund. 10 Bde. Lex. 8°. 1869—73. Hfz. Statt 36 Mk. **nur 20 Mk.**
Baader, F. v., Sämtliche Werke. 16 Bde. 1851—60. Lwd. Statt 102 Mk. . . . . **nur 55 Mk.**
Zöckler, Handbuch d. theol. Wissenschaften. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 58.80 Mk. . . . **nur 30 Mk.**
Weber, G., Weltgeschichte. 15 Bde. u. Reg. 1857—81. Pp. m. Sch. Statt 134.65 Mk. **nur 40 Mk.**
—, do. 2. Aufl. 15 Bde. u. Regg. 1882—90. Eleg. Halbfz. Statt 161 Mk. . . . . **nur 95 Mk.**
Brockhaus, Konversations-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. inkl. Suppl. 1883—88. Eleg. Halbfz. Statt 101.50 Mk. . . **nur 70 Mk.**
Denkmäler d. kl. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 4°. 1889. Eleg. Orighbfrz. Statt 84 Mk. . . . . **nur 52 Mk.**
Lange, Theolog.-homil. Bibelwerk. Altes und Neues Test. 36 Tle. 1857—79. Geb. Statt 177.20 Mk. . . . . . **nur 90 Mk.**
Hand-Kommentar z. Neuen Test. Hrsg. v. Holtzmann, Lipsius u. A. 4 Bde. (I—III: 2. Aufl.) 1891—93. Hfz. Schönes Exemp. Statt 41 Mk. . **nur 30 Mk.**
Leben u. **ausgew. Schriften** d. Väter u. Begründer d. reform. Kirche. 10 Tle. in 9 Bdn. 1857 bis 62. Hlwd. m. T. Stempel auf dem Titel. Statt 69 Mk. **nur 22 Mk.**
Meyers Konversations-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885—91. Eleg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 190 Mk. **nur 100 Mk.**
Strauß, D. Fr., Ges. Schriften. 12 Bde. 1876—78. Hfz. Statt 75 Mk. . . . . **nur 45 Mk.**
Rothe, R., Theolog. Ethik. 2. Aufl. 5 Bde. u. Reg. 1869—71. Vergriffen u. sehr gesucht. **32 Mk.**
Gerhard, J., Loci theol. Denuo ed. E. Preuss. 8 partt. et ind. = 5 voll. 4°. 1863—75. Hfz. Statt 49.50 Mk. **nur 35 Mk.**
Giesebrecht, W., Geschichte der dtsch. Kaiserzeit. 5 Bde. (I, II: 5., III, IV: 4. Aufl.) 1876—88. Eleg. Hfz. Schönes Exemplar. Statt 96.40 Mk. **nur 60 Mk.**
Dächsel, K. A., Bibelwerk. 7 Bde. 1865—84. Hfz. Statt 82.75 Mk. **nur 50 Mk.**
Luther, Sämtl. Werke. Hrsg. v. Walch. 24 Bde. 4°. Halle 1740 bis 50. Pgt. . **nur 100 Mk.**
Hase, Ges. Werke. 12 Bde. 1890 bis 93. Fast wie neu. Statt 135 Mk. . . . **nur 85 Mk.**
Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. 6 Tle. in 10 Bdn. 1824—55. Geb. . . . . **nur 20 Mk.**
—, do. 6 Tle. in 11 Bdn. (1—4: 4. Aufl., 5: 2. Aufl.) 1844—55. Geb. Teile vergriffen. Neueste Aufl. St. 76.50 Mk. **nur 40 Mk.**
Konversations-Lexikon, musik. Hrsg. von Mendel u. Reissmann. 11 Bde. und Erg.-Bd. Lex. 8°. 1870—83. Gepr. Lwd. Statt 55 Mk. . **nur 30 Mk.**
Müller, J., Die christl. Lehre v. d. Sünde. 6. Aufl. Neue Asg. 2 Bde. 1889. Statt 20 Mk. **nur 13 Mk.**
Herbart, J. F., Sämtl. Werke. Hrsg. v. G. Hartenstein. 12 Bde. u. Suppl. 1850—93. Imit. Perg. Statt 90.50 Mk. **nur 50 Mk.**
Hagenbach, K. R., Kirchengeschichte. 7 Bde. (1.—4. Aufl.) 1869—72. Hfz. Statt 41 Mk. **nur 25 Mk.**
Becker, Weltgeschichte. Neu bearb. v. W. Müller. 12 Tle. 6 Bde. Mit vielen Illustr. 1884—86. Hfz. Statt 36 Mk. **nur 18 Mk.**
—, do. Hlwd. mit Tit. wie neu **nur 20 Mk.**
Bibliothek theolog. Klassiker. Bd. 1—48 (soweit erschienen). 1888—93. Origbd. Schön. Expl. Statt 115.20 Mk. **nur 85 Mk.**
Du Cange, Glossarium ad scriptt. mediae et inf. latin. 6 voll. Paris, 1733—36. Alte Ldrbde. m. Rückenvergoldg. **nur 60 Mk.**
Schlosser, Weltgeschichte. 2. Ausg. v. Jäger u. Creizenach. 19 Bde. inkl. Reg. 1870—75. Hlwd. mit Titel . . . **nur 25 Mk.**
Ranke, L. v., Sämtliche Werke. 1.—3. Ges.-Ausgabe. 54 Tle. 28 Bde. 1867—90. Hfz. Statt ungebunden 240 Mk. **nur 190 Mk.**
Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Heft 1—33, 35—37. 1884—92. Z. Teil vergriff. St. 57.80 Mk. **nur 30 Mk.**
Bock, Fr., Geschichte der liturg. Gewänder d. Mittelalters. 3 Bde. Mit viel. farb. Tfln. 1859—71. Hlbldr. mit Titel. Kplt. sehr selten . . . . . **100 Mk.**

Alles garantirt vollständig und gut erhalten.

Großes Lager wissenschaftlicher und schönwissenschaftlicher Bücher, antiquarisch und neu.

— **Kataloge und Auskünfte gratis.** —

☛ Einkauf, Tausch und Lieferung von einzelnen Büchern und ganzen Bibliotheken zu den vorteilhaftesten Bedingungen. ☚

Alfred Lorentz, Buchhandlung.
Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Einladung zum fünften Evangelisch-sozialen Kongreß

Inmitten der gegenwärtigen, in bedeutsamer Entwicklung befindlichen Verhältnisse haben sich vor vier Jahren evangelische Männer verschiedner politischer und theologischer Richtung im Evangelisch-sozialen Kongreß zu gemeinsamer Arbeit zusammengethan, um die gesellschaftlichen Zustände unsers Volkes vorurteilsfrei an dem unverrückbaren sittlichen Maßstabe des Evangeliums zu messen und dadurch eine Gesinnung zu wecken, die es für die unabweisliche Aufgabe christlichen Gemeinschaftslebens erachtet, soziale Verhältnisse zu schaffen, in denen der Einzelne, frei von dem Druck wirtschaftlicher Notstände, seine sittlich-religiösen Aufgaben ungehemmt erfüllen und bethätigen kann.

In den vier Jahren seines Bestehens hat der Kongreß in ruhiger, zielbewußter Weise seine Arbeit gethan. Zeugnis davon legen unter anderm ab sein Organ, die „Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses," der vielgelesene Broschürenzyklus der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen," die von ihm mit überraschendem Erfolg angestellte Erhebung über die Lage der ländlichen Arbeiter, der im Herbst vorigen Jahres veranstaltete, von fünfhundert Männern und Frauen besuchte zehntägige Kursus in der Universität Berlin. Von besondrer Bedeutung ist die enge und fruchtbare Verbindung des Kongresses mit den Evangelischen Arbeitervereinen geworden. An manchen Orten sind Lokal- und Provinzialvereine gegründet, um die gegebnen Anregungen im kleinern Kreise zu verwirklichen. Auch die Frauenbewegung ist neuerdings in den Kreis der Arbeit hereingezogen worden.

Bei alledem ist jede Erörterung innerkirchlicher Streitfragen ausgeschlossen; ebensowenig besteht eine Verpflichtung auf ein ins einzelne gehendes wirtschaftliches Programm.

Zum erstenmale wird der Kongreß jetzt außerhalb Berlins im Südwesten des Reiches, in Frankfurt a. M. tagen, mit ihm zugleich der Ausschuß des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine. Unsre Freunde daselbst haben für die Tage vom 15. bis 17. Mai alles zu einer erhebenden Versammlung aufgeboten. So laden wir alle, unsre Ziele billigenden evangelischen Volksgenossen dazu herzlich ein.

Das Programm lautet folgendermaßen:

I. Dienstag, den 15. Mai:
- a. nachmittags 3 Uhr Verbandssitzung Evangelischer Arbeitervereine.
- b. nachmittags 5 Uhr Ausschußsitzung im Evangelischen Vereinshaus, Neue Mainzerstraße 41.
- c. abends 8 Uhr öffentliche Begrüßungsversammlung. Alemannia, Schillerplatz 4.

II. Mittwoch, den 16. Mai:
- a. früh 9 Uhr im Saalbau, Junghofstraße 19:
  1. Eröffnung des Kongresses durch den Vorsitzenden;
  2. Jahresbericht des Generalsekretärs;
  3. Erstes Referat: Die soziale Frage und die Predigt. Konsistorialrat Professor D. Cremer-Greifswald.
- b. nachmittags 3 Uhr ebenda:
  Zweites Referat: Die deutschen Landarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der vorjährigen Enquete des Kongresses. Prof. Dr. Max Weber-Berlin und Generalsekretär Pastor Paul Göhre-Frankfurt a. O.
- c. abends 8 Uhr ebenda:
  Familienabend des Evangelischen Arbeitervereins Frankfurt a. M.

III. Donnerstag, den 17. Mai, früh 9 Uhr im Saalbau:
- a. Drittes Referat: Die Gewerkschaftsbewegung. Amtsrichter Kulemann-Braunschweig.
- b. Viertes Referat: Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche. Professor D. Harnack-Berlin.

Nach Schluß der Sitzung werden einzelne Gruppen der Besucher Zeit zu gemeinsamen Beratungen und etwa gewünschten Spezialkonferenzen finden. Wegen Wohnungen und mit sonstigen Anfragen wolle man sich an Herrn Vogel, Frankfurt a. M., Limpurgergasse 2 II wenden.*)

Berlin, April 1894

Das Aktionskomitee und der Ausschuß des Evangelisch-sozialen Kongresses

Das Aktionskomitee: Prediger Dr. Arndt, Berlin; Prediger Burckhardt, Berlin; Professor Dr. Delbrück, Berlin; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gierke, Berlin; Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn, Berlin; Professor D. Harnack, Berlin; Professor D. Kaftan, Berlin; Kommerzienrat Metzenthin, Brandenburg, Schatzmeister; Landesökonomierat Nobbe, Berlin, Vorsitzender; Prediger Rahlenbeck, Schöneberg; Prediger D. Freiherr v. Soden, Berlin; Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin, zweiter Vorsitzender; Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Wagner, Berlin.

Der Ausschuß: Landgerichtsrat Dr. jur. Andrae, Landsberg a. W.; Professor D. Baumgarten, Kiel; Rechtsanwalt Bleicken, Altona; Hofprediger Dr. Braun, Stuttgart; Pfarrer Brecht, Oberkochen, Württemberg; Pastor Colditz, Chemnitz i. S.; Pastor Cronemeyer, Bremerhaven; Geheimer Kommerzienrat Delius, Bielefeld; Pfarrer Dietz, Messel bei Darmstadt; Archidiakonus Lic. Drews, Dresden; Konsistorialrat Dr. Duncker, Dessau; Pfarrer Eck, Rumpenheim, Hessen; Redakteur Elben, Stuttgart; Professor Dr. Elster, Breslau; Kaufmann Fahrenhorst, Magdeburg; Verbandsagent Fischer, Gelsenkirchen; Professor D. Gottschick, Tübingen; Superintendent Grützmacher, Schneidemühl; Chefredakteur Freiherr v. Hammerstein, Berlin; Professor D. Herrmann, Marburg; Generalsuperintendent Hesekiel, Posen; Graf Hohenthal, Dölkau; Regierungs-Rat Huzel, Stuttgart; Prediger Issel, Freiburg i. Br.; Professor D. Kähler, Halle a. S.; Professor D. Kautzsch, Halle a. S.; Archivrat Dr. Keller, Münster; Amtsrichter Kulemann, Braunschweig; Hermann Lange, Präsident der Handelskammer, Lübeck; Fabrikbesitzer Rudolf Langen, Köln; Professor Dr. Lenz, Berlin; Fabrikbesitzer Carl Mez, Freiburg i. Br.; Professor D. Müller, Breslau; Pastor Naumann, Frankfurt a. M.; Professor D. Nippold, Jena; Professor D. Nowack, Straßburg; Prediger Oldenberg, Berlin; Professor Dr. Paasche, Marburg; Prediger Pfundheller, Berlin; Professor Dr. Pierstorff, Jena; Pfarrer D. Rade, Frankfurt a. M.; Professor Rittershaus, Dresden; Pfarrer D. Röpe, Hamburg; Militärpfarrer Dr. Rocholl, Hannover; Pfarrer Sandberger, Stuttgart; Professor Dr. Sering, Berlin; Professor D. Stade, Gießen; Professor Stamm, Gießen; Professor Dr. Stieda, Rostock; Dekan D. Stromberger, Zwingenberg; Pastor D. Sulze, Dresden; Fabrikbesitzer Tiemann, Bielefeld; Stadtpfarrer Dr. Traub, Stuttgart; Rittergutsbesitzer Dr. von Waechter, Röcknitz bei Wurzen; Professor Dr. Max Weber, Berlin; Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach; Oberkonsistorialrat Professor D. Weiß, Berlin; Pfarrer Wenck, Reiseprediger für Innere Mission, Darmstadt; Pfarrer Werner, Beckendorf; Pastor Werth, Schalke; Graf Wintzingerode, Merseburg.

*) Vgl. die in nächster Nummer folgende Einladung des Frankfurter Komitees.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Wilh. Rudolph, Piano-Versand-Geschäft in Gießen